

Nr. 1/2024
www.nazareth.de

Nazareth

Brief

Diakonische Gemeinschaft
Nazareth

Gesandt
zu den Menschen



INHALT

- 3 **Vorab**
Friederike Beuter
- 6 **Senden, Sendung, Entsendung**
Sandra Neubauer
- 11 **Das hält uns an Nazareth**
Hans-Werner Christ
- 13 **Was brauche ich?**
Heidrun Schulz-Scharmberg
- 15 **Nazareth – das sind Menschen**
Henrike Schütt
- 18 **Post aus Nazareth**
Lukas Kremin
- 20 **Ein Leben als Gesandte**
Jutta Beldermann
- 22 **Wie sag ich es denn nun?**
Uta Braune-Krah
- 23 **Wir brauchen Diakoninnen und Diakone**
Christian Oehler
- 27 **Von der Entsendung zur Beauftragung**
Wolfgang Roos-Pfeiffer

- 36 **ForuM-Studie**
Die evangelische Kirche und ihr Missbrauchsskandal
Johannes Rudolph
- 40 **6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung**
Herausforderung an uns alle – und eine Chance
Bernward Wolf
- 44 **Ich bin frei – ein Glaubensbekenntnis**
Friederike Beuter

Der NazarethBrief aus der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth/Bethel wird kostenlos an alle Mitglieder der Gemeinschaft sowie an Interessierte versandt. Einmalige oder regelmäßige Spenden zur Finanzierung des NazarethBriefes und unserer Arbeit nehmen wir gerne entgegen:

Herausgeber: Gemeinschaftsrat der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth in der Stiftung Nazareth in den v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel

Verantwortlich i.S.d.P.: Friederike Beuter

Redaktion: Friederike Beuter, Janina Förster, Nina Schmidt

Konzeption und Gestaltung: unikat Werbeagentur GmbH, Wuppertal · www.unikat.net

Druck: proWerk – ServiceCenter Druck, Quellenhofweg 27, 33617 Bielefeld

Anschrift: Diakonische Gemeinschaft Nazareth Nazarethweg 7, 33617 Bielefeld
Telefon 0521 144-4152 · www.nazareth.de

Bankverbindung: KD-Bank
BIC: GENODED1DKD
IBAN: DE70 3506 0190 2101 6600 12

Liebe Geschwister,

ein Wind, ein starker Wind hat gepustet in Nazareth, manches Mal ist er noch immer deutlich zu spüren. Manches hat er durch-einandegebracht, manches hat er zerstört, manches hat er ganz neu zum Vorschein gebracht.

Ich grüße Euch nun wie beim Sondergemeinschafstag mit dem Wochenspruch der Pfingstwoche aus dem Prophetenbuch Sacharja 4,6: *Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen heiligen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth.* Welch klare An- und Zusage Gottes begegnet uns hier! In diesen Wochen und Monaten, in denen das Grundgesetz und damit eine wesentliche Grundlage unserer heutigen Rechte und Pflichten fünfundsiebzig Jahre alt und geehrt wird, und in denen der Frieden, für den wir seit fast achtzig Jahren mehr als dankbar sind, vielleicht so stark wie selten zuvor gefährdet scheint. In diesen Tagen bin ich besonders froh über solche Sätze, die zumindest mich stärken in der festen Überzeugung, dass Frieden nicht mit Waffen geschaffen werden kann.

Ich weiß, dass viele von Euch mit Sorgen um diese Welt belastet sind, im Kleinen wie im Großen. Auf dem Gemeinschaftstag im Herbst werden wir insbesondere den Be-fürchtungen zur politischen Situation Zeit

und Raum geben, um sprachfähig und handlungssicher zu bleiben oder zu werden.

In diesem NazarethBrief aber befassen wir uns wesentlich mit dem Thema (Ent-)Sendung: Es gab einen Auftrag des Vorstandes Bethels an die Direktion der Stiftungen Sarepta und Nazareth, dort haben wir beraten, diskutiert, viele Dinge bedacht und andere dabei offenbar übersehen und schließlich eine Entscheidung getroffen. Dann haben wir die Öffentlichkeit der Gemeinschaft gesucht, haben Euch informiert und mit hineingenommen in unsere Überlegungen. Das hat Zustimmung und Widerspruch hervorgerufen, hat zu Diskussionen und Streit, es hat letztlich zu vielen Gesprächen und Auseinandersetzungen in unserer Gemeinschaft geführt – Grund genug auch für einen Sondergemeinschafstag und für diesen NazarethBrief, mit dem wir ganz unterschiedliche Aspekte rund um das Thema aufgreifen. Das Thema hat noch kein Ende gefunden und wird es vermutlich auch mit diesem Heft nicht für alle finden – aber: Wir sind miteinander auf dem Weg und wollen das auch weiterhin sein.

In den Gesprächen, zu denen wir uns aus dem Gemeinschaftsrat im Frühjahr auf den Weg in die Regionen gemacht haben,

um mit Geschwistern zu sprechen, taucht wiederholt die Frage auf, was Nazareth denn nun vorrangig ist. Vor allem die Begriffe Glaubens- und Dienstgemeinschaft standen da im Raum. Wieder habe ich gemerkt, wie vielfältig die Gemeinschaft und das Erleben der sich unserer Gemeinschaft zugehörig fühlenden Menschen ist. In den Gesprächen stand das Thema des Entsendungsvertrags natürlich im Fokus; so ging es immer auch um Arbeit und um den Dienst in den zahlreichen Kontexten von Kirche und Diakonie. Und auch wenn unter dem Begriff der Dienstgemeinschaft mehr zu verstehen ist, als eine Gemeinschaft, in der den Dienst und das diakonische Tun und Arbeiten betreffende Fragen thematisiert und diskutiert werden, so spielt doch gerade das für viele von uns eine wichtige Rolle: Wir gehören als Diakoninnen, als Diakone, als der Kirche und der Diakonie zugewandte oder verbundene Menschen sehr bewusst einer Gemeinschaft von Menschen an, die einen Dienst in Diakonie oder Kirche versehen. In unserer Nazareth-Gemeinschaft finden wir dazu Stärkung und Unterstützung bei Unklarheiten und Fragen, die Möglichkeit zum Austausch und zur Reflexion unseres Tuns. Ebenso finden wir Gelegenheiten, uns in unserem Glauben zu vergewissern, uns gegenseitig geistliche Hilfe und Heimat zu sein, uns in Christus miteinander und mit Gott verbunden zu fühlen. Das stärkt und ermutigt uns in unserem Dienst, aber auch in unserem Leben überhaupt.

Was tun wir als Diakoninnen und Diakone, als in Kirche und Diakonie tätige Menschen, als Mitglieder der Diakonischen Gemeinschaft? Ich glaube, diese Frage zu stellen, zu diskutieren und hoffentlich zu beantworten, ist vor den aktuellen gesellschaftlichen Hintergründen heute bei stetig kleiner werdenden Zahlen der Menschen, die eine eigene christliche Identität mitbringen, dringender denn je. Und es ist eine Frage, die nicht schnell, quasi nebenbei beantwortet werden kann. Wie und wodurch wird unsere diakonische Fachlichkeit sichtbar? Wie und wodurch kam oder kommt sie zum Tragen? Mit der Taufe und erneut mit der Einsegnung als Diakoninnen und Diakone haben wir den Auftrag zur Verkündigung von Wort und Tat erhalten, wir sind also bereits beauftragt – und das ganz unabhängig davon, ob wir einen Entsendungsvertrag haben oder hatten oder eben nicht. Daher laden wir Euch ein zu Gesprächen – mit uns, vor allem aber an Euren Arbeitsstellen, um Euch über diakonische Fachlichkeit auszutauschen und zu verständigen. Einen Gesprächsleitfaden haben wir im Laufe der vielen Gespräche und Veranstaltungen mit Eurer Hilfe entwickelt, der Euch in den nächsten Wochen zugehen wird (in erster Linie, den berufstätigen Geschwistern, gern aber auch denen, die bereits im Ruhestand sind).

Am Sondergemeinschaftstag haben wir erneut gemerkt, wie wichtig es ist, zu den Fragen oben sprachfähig zu sein. Nicht immer einfach, aber wirklich wichtig. So kommen

in diesem NazarethBrief die Stimmen von ganz unterschiedlichen Menschen zu Wort, die sich dazu äußern, wie sie mit oder ohne Entsendungsvertrag, aber mit „Nazareth im Rücken“ ihren Dienst in Diakonie und Kirche mitgestalten oder gestaltet haben und welche Rolle unsere Gemeinschaft für sie spielt. Die Stimmen von Hans-Werner Christ, Lukas Kremin, Henrike Schütt und Heidrun Schulz-Scharmberg sind sicher nicht repräsentativ; vielleicht ermutigen sie aber einmal mehr, aufeinander zuzugehen und sich miteinander auszutauschen und so zum gegenseitigen Verstehen beizutragen.

In einem ausführlichen Artikel nimmt Wolfgang Roos-Pfeiffer uns mit in die Geschichte der Entsendungspraxis – in Nazareth, aber auch darüber hinaus – und in den aktuellen Prozess, der letztlich Anlass für das Schwerpunktthema des NazarethBriefes ist. Eine biblisch-theologische Einordnung nimmt Sandra Neubauer vor, und Jutta Beldermann zeigt anhand der uns vertrauten Einsegnungsagende auf, dass unsere Sendung allein an den Segen Gottes gebunden ist. Warum es wichtig ist, dass Diakoninnen und Diakone an bestimmten Stellen ihren Dienst tun, wollten wir wissen und haben zwei unterschiedliche Sichtweisen dazu aufgenommen: Uta Braune-Krah schreibt aus der Sicht einer Diakonie-Diakonin, und Christian Oehler erklärt, warum es für ihn als Arbeitgeber wichtig ist, diakonisch-qualifizierte Menschen einzustellen.

Am Ende des NazarethBriefes findet Ihr zwei Artikel zu ganz anderen Themen, die für uns als Gemeinschaft ebenfalls eine Rolle spielen, und denen wir deshalb hier schon einmal Raum geben wollen. Auch mit dem wichtigen Hinweis, dass wir uns damit weiter beschäftigen werden: *Johannes Rudolph schreibt über die ForuM-Studie und den Umgang mit sexualisierter Gewalt; die Inhalte des Artikels können wie ein Trigger wirken – entscheidet also bitte selbst und verantwortlich für Euch, ob und wann Ihr diesen lest.* Schließlich nimmt Bernward Wolf uns mit in die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, in der die sinkenden Zahlen der Kirchenmitglieder sichtbarer werden als je zuvor; ein Thema, das uns nicht nur in unserer Ausbildung, sondern auch an unseren Arbeitsplätzen (be-)trifft.

In einer unserer ersten Veranstaltungen zur Beendigung der Entsendepraxis wurde die Sorge geäußert, ohne diesen besonderen Dienstvertrag nicht mehr so frei agieren zu können wie bisher. Daher schließt das Heft mit einigen Gedanken dazu.

Bleibt behütet und zuversichtlich,



Friederike Baits.

SENDEN, SENDUNG, ENTSENDUNG

– vom Ersten Testament bis zum Apostolat
Was bedeutet Entsendung eigentlich im biblischen Kontext?

Schöpfungsgeschichte – Sendung als Aufgabe

„Da sprach Gott, der Herr: ‚Siehe, der Mensch ist wie einer von uns geworden, indem er Gut und Böse erkennt. Jetzt, damit er nicht seine Hand ausstreckt und nimmt auch vom Baum des Lebens und esse und lebe ewig –‘ darum sandte ihn Gott, der Herr, aus dem Garten Eden, um den Boden zu bearbeiten, von dem er geholt wurde“ (1. Mose 3,22-23, *step-bible*).

Eine erste Entsendung. Ganz am Anfang der Bibel begegnet sie uns im zweiten Schöpfungsbericht. Gott sendet den Menschen aus, um die Erde zu bebauen. In den meisten deutschen Übersetzungen steht es ein wenig anders. Das liegt daran, dass es für das hebräische Wort (*sha.lach*) noch weitere Übersetzungsmöglichkeiten gibt: weg- oder fortschicken, loslassen, ausstrecken. Wir kennen in Bezug auf die Paradieserzählung häufiger die Variante des Fortschickens. Was verändert sich aber alles im Verständnis, wenn hier eine Sendung zu lesen wäre? Die Befürchtung Gottes, dass der Mensch sich auch noch des Baumes des Lebens bemächtigen würde, bleibt. Aber mit einer Sendung hin zu einer neuen Beschäftigung, klingt der Satz doch eher nach Auftrag als nach Bestrafung. Der Mensch hat etwas zu tun in dieser Welt. Er wird mit

einem Auftrag Gottes in die Welt geschickt. Eine erste Entsendung.

Propheten – die Gesandten Gottes

Insgesamt kommt das Wort *sha.lach* häufig im Ersten Testament vor: 790-mal in der Bedeutung von „senden“ oder „schicken“, auch „fortschicken“ oder „geschickt werden“. Überhaupt wird viel gesendet und geschickt in der Bibel. Manchmal waren es Worte, die gesendet wurden, auch Naturgewalten und Engel, aber zum größten Teil werden Menschen geschickt und gesendet. In der Regel waren es mächtige und reiche Menschen, die ihre Botinnen und Boten sendeten, um Nachrichten zu überbringen. Diese Gesandten sprachen dann in deren Namen. So entstanden sogenannte Botenformeln. Auch die Gesandten Gottes oder JHWHs sprachen mit solchen Formeln „so sagt JHWH / so spricht der Herr“. Nicht die Botin oder der Bote sprach, sondern die Person, die die Nachricht in Auftrag gegeben hatte. Die meisten Prophetinnen und Propheten, von denen wir im Alten Testament lesen, bekamen genau diese Aufgabe, Worte JHWHs auszusprechen und sie so an Einzelpersonen, Gruppen oder das gesamte Volk Israel weiterzugeben. Die Botschaft, die dabei formuliert wurde, war Gottes Wort, wie direkt von ihm gesprochen. Einzelne, wie Jesaja, mussten



auch durch Zeichenhandlungen wie die Namensgebung der eigenen Kinder oder eine besondere und herausfordernde Lebensweise Botschaften weitergeben. Beworben hatten die Prophetinnen und Propheten sich alle nicht um die Aufgabe der Sendung, manche formulierten auch deutliche Einwände.

Sendung – eine Lebensaufgabe

Zu den bekannten Sendungsgeschichten gehört die von Mose (2. Mose 3): Gott macht Mose auf sich aufmerksam, als der gerade Jithros Herde in der Nähe des Berges Horeb hütet. Aus einem Dornbusch lodern Flammen, verbrennen den Busch aber nicht. Moses Neugier ist geweckt. So tritt Gott mit Mose in Kontakt. Sie haben etwas gemeinsam, Gott und Mose, beide haben gesehen, wie schlecht es den Hebräern geht, den Sklavinnen und Sklaven dort in Ägypten. Mose wollte schon Abhilfe schaffen, er erschlug einen Menschen und musste fliehen. Nun zeigt sich hier ein Verbündeter, der ihn lockt, ihn ruft und ihn mit einem Auftrag, einer Aufgabe senden will. Mose hat sehr realistische Bedenken: Ein Auftraggeber, den noch niemand gesehen hat, ist schwer zu vermitteln. Und ein unbekannter, bisher noch nicht in Erscheinung getretener Gesandter, wie soll der sich legitimieren? Und dann kann er noch

nicht mal gut reden. Wer würde ihm schon zuhören? Gott hört zu. Gott nimmt Mose ernst. Jede dieser Anfragen hat ihre Berechtigung. Auf jede dieser Anfragen reagiert Gott mit konstruktiven Ideen: zunächst ein Name: „JHWH“, „ich bin der ich bin“, „ich bin da“, und eine Erinnerung: Gott ist der Gott der Erzeltern. Dann Zeichenhandlungen, die fast wie Magie wirken: ein Stab – eine Schlange – und wieder ein Stab. Und schließlich ein Bruder an der Seite, der gut reden kann. Mose wird gut ausgestattet für diese Sendung. Befreiung, der Exodus (der Auszug) war und ist kein leichter Auftrag. Diese Aufgabe ist für Moses zur Lebensaufgabe geworden.

Eine andere bekannte Gestalt ist Jeremia. Er hört diese besonderen Worte Gottes: „Bevor ich dich im Mutterleib bildete, habe ich dich erkannt, und bevor du aus dem Mutterschoß hervorkamst, habe ich dich geheiligt.“ Als der Satz weitergeht, so stelle ich mir vor, bekommt Jeremia weiche Knie. Gott sagt: „Zum Propheten an die Nationen habe ich dich bestellt.“ (Jer 1,5) Dafür ist er zu jung, findet Jeremia. Auch hier nimmt Gott die Angst vor dem Auftrag wahr. Er gibt Jeremia Worte und Bilder in den Sinn, anhand derer sich Jeremia gestärkt und begleitet fühlen kann. Ihm wird deutlich, dass er nicht alleine mit seiner Aufgabe unterwegs sein würde.

Selbstverständlichkeit der Sendung

Trotz dieser Einwände und Anfragen, ob man selber denn wirklich die beste Wahl für diesen Auftrag sei, lässt sich feststellen, dass letztlich kein Gedanke an Ablehnung des Auftrags verschwendet wurde. Vielmehr zeigt sich eine selbstverständliche Haltung des Gehorsams gegenüber der sendenden Person / Gestalt. Hier ist es Gott; in anderen altgriechischen Texten ist die gleiche Haltung gegenüber sendenden Menschen zu finden. Diese Selbstverständlichkeit im Gehorsam zeigt sich auch darin, dass kein besonderes Selbstwertgefühl durch eine Sendung in den altgriechischen und auch nicht in den alttestamentlichen Texten zu finden ist.

Sendung als Auftragsgeschehen

apostello ist das Verb, das die griechische Übersetzung für das hebräische *sha.lach* eingefügt hat. Dieses Verb bedeutet in seinem Grundsatz „fortschicken, fortsenden“. Im Laufe der Zeit hat sich daraus „senden“ entwickelt, mit einer Senderin/einem Sender, einem Auftrag, einer/einem Gesandten und einer Empfängerin/einem Empfänger. Das Senden ist ein Auftragsgeschehen mit einem bestimmten Ziel. Jemanden zu senden, war keine religiöse Eigenart, sondern etwas ganz Alltägliches. Gesandt zu werden oder zu sein, hatte im jüdischen, hellenistischen und im frühchristlichen Zeit- und Lebensraum keine besondere Aufwertung der Person zur Folge.

So verwundert es nicht, dass die ersten neutestamentlichen Autorinnen und Autoren, wenn sie von apostello geschrieben haben, zunächst davon ausgingen, dass jeder Mensch mit einer Sendung beauftragt werden konnte. Das Nomen *apostolos* (Apostel) allerdings wurde im griechischen Sprachraum eher selten für Menschen genutzt, sondern beschrieb eine maritime Fracht- oder Kriegsflotte. Für Menschen verwendete man eher *angelos* (Bote), *keryx* (Herold) oder *presbeutes* (Gesandter). Paulus führte *apostolos* als Begriff für die Gesandten Gottes ein. Was genau er damit meinte, ist allerdings in den verschiedenen Briefen unterschiedlich beschrieben.

Im zweiten Korintherbrief (2. Kor 8,23) benennt er die, von der an Christus glaubenden Gemeinde mit bestimmten Aufträgen und Reisen betraute Menschen als Apostel und Apostelinnen. Ihre Aufgabe ist es, die Gemeinde in ihrem wohltätigen Tun und Wollen zu unterstützen, mit Rat zur Seite zu stehen, sie aber auch anzuhalten, die Wohltätigkeit (besonders für die Gemeinde in Jerusalem) nicht zu vernachlässigen.

Im ersten Korintherbrief (1. Kor 15,9f.) beschreibt Paulus das Apostolat als eine besondere Gabe mit einer Beauftragung von Gott selber.

Außerdem geht Paulus von einer unbegrenzten Anzahl von Aposteln aus. Neben den zwölf Aposteln spricht er weitere Menschen mit dieser Bezeichnung an: Apollo

(1. Kor 4,9), die Brüder Jesu und Barnabas (1. Kor 9,5f.), Andronikus und Junia (Röm 16,7) sowie seine Mitarbeitenden Silvanus und Timotheus (1. Thess 2,7).

Bindung an Gott, den Sender

Im Laufe der Zeit und mit zunehmend schwierigeren Auseinandersetzungen mit den Gemeinden verändert sich das Verständnis des Paulus zum Apostolat insoweit, dass ihm seine eigene Berufung als Apostel immer wichtiger wird. Er vermittelt das Apostolat als eine lebenslange Beauftragung von Gott bzw. Christus, als eine Verbindung, die ein Leben lang besteht. Diese zeigt sich in den Zeichen der Apostel, zu denen z. B. Wundertaten zählten, aber auch Leiden zu erleben, die mit den Tätigkeiten der Reisen und vor allem der Verkündigung einhergehen (1. Kor 4,9; 2. Kor 11,16-33). Ein weiteres unbedingtes, qualifizierendes Element für jede und jeden Apostel sieht er in dem Erlebnis der Erscheinung des Auferstandenen in Zusammenhang mit einem Sendungsauftrag durch denselben.

Frieden bringende Nachfolgerinnen und Nachfolger Jesu

Genau darauf gehen dann auch die später entstandenen Evangelien ein. Jesus selber sendet Jüngerinnen und Jünger, um Frieden zu bringen und Gottes Reich zu verkündigen mit allem was dafür notwendig ist:

Wohlan – seht, ich sende euch aus als Lämmer, die unter Wölfen leben müssen. Tragt keinen Geldbeutel bei euch, keine Tasche, keine Schuhe und hängt euch an niemanden unterwegs! Wo ihr aber in ein Haus eintretet, sagt als Erstes: »Friede diesem Haus!« Und wenn dort Menschen leben, die Frieden lieben, wird euer Friede auf ihnen ruhen. Wenn aber nicht, wird der Friede auf euch zurückkommen. Bleibt in diesem Haus, esst und trinkt, was von ihnen kommt. Denn wer arbeitet, hat Lohn verdient. Geht nicht von einem Haus zum anderen. Und wenn ihr in einen Ort kommt und Aufnahme findet, so esst, was euch gegeben wird. Heilt die Schwachen am Ort und sagt ihnen: »Das Reich Gottes ist nahe zu euch gekommen!« (Lk 10,3-9)

Wenn Jesus im Matthäusevangelium 12 Jünger sendet (Mt 10,7-16) und im Lukasevangelium von 70 Jüngerinnen und Jüngern (Lk 10,1-9) die Rede ist, sind das Zahlen, mit denen alle gemeint sind, die zu ihm gehören. Diese Zahlen erinnern an Texte aus dem Ersten Testament. Mit ihnen werden alle Stämme Israels und damit alle, die zum Volk Gottes gehören, benannt. Diese Zahlen sind so etwas wie eine Formel, die im semitischen Sprachraum bekannt war: Die 12 Stämme Israels oder die 70 Ältesten aus allen Stämmen, die Mose mit ihrem Gebet bei dem Aufstieg auf den Berg begleiteten (2. Mose 24).

Wandernde Gesandte des Auferstandenen

Besonders im Lukasevangelium wird deutlich, dass der Verfasser eine Bekanntschaft mit dem irdischen Jesus und eine Zeugen-schaft der Auferstehung als unverzichtbares Kriterium für eine Apostelschaft angesehen hat (Lk 6,7.13.30; Apg 1,21f.). So war es möglich, dass Matthias als „neuer“ zwölfter Apostel anstelle des Judas ausgelost wurde. Paulus war unter diesen Bedingungen nicht als Apostel anzuerkennen.

„Der Apostel / die Apostelin war von Gott beauftragte Autorität, aber nicht anderen hierarchisch übergeordnet. Er oder sie war gemeindegründend, nicht gemeindeleitend tätig. Dazu gehörte die Reisetätigkeit, die Verkündigung des Evangeliums und alle damit verbundenen Entbehrungen. Ihre Unterstützung konnten Apostel von den Gemeinden erhalten, doch im letzten waren sie Gesandte des Auferstandenen und Erhöhten“ (Crüsemann / Öhler, S.65).

Die älteste bekannte und somit vermutlich erste Gemeindeordnung aus den 90er Jahren des 1. Jh. nach Chr. beschreibt die Apostel und Apostelinnen als ruhelose und mittellose Wandernde, die nur für kurze Zeit in einer besuchten Gemeinde verweilen (Did 11,3-6).

Fazit

Sowohl das Erste Testament, das Zweite Testament und auch die weitere Entwicklung der christlichen Gemeinden ist ohne die Sendung und die Gesandten Gottes und Christus' nicht zu denken. Mit diesen Sendungen erreichten und erreichen uns immer wieder Mahnungen und Weisungen, Hoffnung, Zuspruch und die Erinnerung an das schon begonnene Reich Gottes.



Sandra Neubauer

Literatur

CRÜSEMANN, Frank u. ÖHLER, Markus: Art. Botenwesen/Apostolat, in: Crüsemann, Frank et al (Hg): Sozialgeschichtliches Wörterbuch zur Bibel, Gütersloh 2009, S.63–66.
DAHMEN, Ulrich: Art. שלחן, in: ThWAT, Bd. 8, Stuttgart 1995, Sp.46–70.
RENGSTORF, Karl Heinrich: Art. ἀποστέλλω, in: ThWNT, Bd.1, Stuttgart 1953, S.397–405
DERS: Art. ἀπόστολος, in: ThWNT, Bd.1, Stuttgart 1953, S.406–446.
VAN DE SANDT, Huub: Didache, in: Deutsche Bibelgesellschaft, wibilex, Stuttgart 2011
<https://bibelwissenschaft.de/stichwort/47851/>, zuletzt eingesehen: 13.06.2024.

DAS HÄLT UNS AN NAZARETH

Ich habe meine Kindheit von Geburt an in Bethel und Eckardtsheim verbracht. Der Großvater mütterlicherseits war bereits Nazareth-Diakon, Vater, Onkel ebenfalls und später auch mein Bruder und ich. Pastor Tegtmeyer hat mich getauft, und beim letzten Heiligabendgottesdienst 1945 von Fritz von Bodelschwingh in der Zionskirche war ich laut meiner Mutter als Kleinkind dabei. Mechthild und ich wurden in der Zionskirche getraut, und kurz vorher bin ich dort eingeseignet worden.

Ich ging vorher in Bethel zum Aufbaugymnasium und machte danach eine kaufmännische Ausbildung in der Bethel-Verwaltung und im Einkaufskontor (Ophir). Immer waren wir umgeben von Bewohnerinnen und Bewohnern der Bethel-Häuser. Nazareth war für mich immer ein Bestandteil Bethels, und, dass ich Nazareth-Diakon wurde, habe ich nicht einer besonderen geistlichen Berufung zu verdanken, sondern das war eigentlich eine mögliche Fortsetzung meiner Tätigkeit in und für Bethel in anderer Form. Damals spielten auch ganz persönliche Gründe eine Rolle, innerhalb Bethels die Arbeitsumgebung zu verändern.

Während der Ausbildung als Diakonenschüler habe ich kaum in Bethel gearbeitet. Nach der Einsegnung erlebten wir als Familie Freistatt mit damals vielen anderen Diakonenfamilien als eine gute Lebenswelt. Die Arbeitswelt als Heimleiter eines

geschlossenen Erziehungsheimes war allerdings sehr fordernd. Da kann ich mich nicht erinnern, dass sich die Institution Nazareth dafür interessiert hat. Es gab in Nazareth allerdings eine „Fachgruppe Pädagogik“, die uns Freistättern mit menschlicher und fachlicher Arroganz vermittelte, dass die Freistatterziehung pädagogisch nicht wertvoll sei. Die Freistatter Gemeinschaft wurde seinerzeit geprägt durch Pastor K. H. Kämper, der es schaffte, Vorgesetzter und auch väterlicher Freund zu sein.

Der Wechsel nach Bad Berleburg geschah unter formaler Mitwirkung Nazareths. Selbstverständlich gab es das sogenannte Dreiecksverhältnis zwischen mir, Nazareth und dem Johanneswerk, aber Letzteres war natürlich unser wichtigster Partner und beanspruchte seinerzeit unter der Leitung von Dr. H. Dietrich, auch so etwas wie geistliche Heimat für uns zu sein.

Die Verbindungen zu Nazareth spielten keine Rolle. Hier gab es Freundschaften zu Diakonen im Johanneswerk. Der Konvent im Siegerland war ein indirektes Bindeglied zu Nazareth. Vielleicht ist es wichtig zu wissen, dass wir überhaupt kein Kursusleben hatten und haben. Die Zeit der Ausbildung hat unsere kleine Gruppe nicht so zusammenwachsen lassen, dass jemand Lust hatte auf regelmäßige Treffen. Es gibt Freundschaften, aber keine Kursusgemeinschaft und keinerlei Kursusrituale.

Die Entsendepraxis war für mich immer ein integraler Bestandteil Nazareths sowie auch die Mitgliedschaft in der damaligen „Brüderschaft“. Das wurde nie groß thematisiert oder problematisiert.

Nun ist die Entsendepraxis beendet worden. Ich fand uns als Diakone allerdings immer sehr teuer innerhalb des Personalbudgets und habe gelegentlich nach dem Mehrwert gefragt. Ich habe die meisten Beiträge in unserem Forum verfolgt. Da war alles dabei: nostalgische Verklärung, aggressive Kritik an den handelnden Gremien und Personen und zum Glück auch sachliche Stellungnahmen. In meiner jetzigen Lebensphase habe ich versucht, meinen eigenen Standpunkt zu finden, was nicht ganz einfach ist, denn ich habe nicht die vielleicht typische Nazareth-Biografie wie vermutlich viele Geschwister aller Altersgruppen, die irgendwann mal den ganz bewussten Schritt gleichsam von außerhalb in die Gemeinschaft getan haben. Darum habe ich biografisch etwas ausgeholt.

Nach der Berentung haben wir etwas mehr Kontakt zu Nazareth durch die Teilnahme an Seniorentagen gesucht. Die Möglichkeit, dort an alte Beziehungen anzuknüpfen, im Bläserchor mitzumachen und manche wichtige Themen zu behandeln, haben wir wahrgenommen. Insgesamt erlebe ich heute unsere Verbindung zu Nazareth überwiegend als eine gute Erinnerung an eine Zeit, die lange vorbei ist. Dabei vermischen sich Erinnerungen an Bethel und an Nazareth. Danke ich an Bethel, dann kommt so etwas wie Heimatgefühl auf, und Nazareth gehört dazu. Dieses Gefühl wirkt aber auch immer in die Gegenwart hinein, das hält uns an Nazareth.



Hans-Werner Christ

WAS BRAUCHE ICH?

Was brauche ich, um mich in meinem diakonischen Dienst sicher zu fühlen?

Ist Gott für mich, was können mir Menschen tun? Eine wichtige Frage, die sich auch als Zusage lesen lässt. Was brauche ich also? Das Gefühl, nicht allein unterwegs zu sein in dem Bestreben, für die Menschen, die mir anvertraut sind, das Bestmögliche herauszuholen. Frei kann ich mich auch durch andere Zusagen fühlen (zur Freiheit hat euch Christus befreit). Aber „sicher“, was heißt das überhaupt?

Sicherheit hat für mich mit Zugehörigkeit zu tun, mit Sichtbarkeit, mit „Standing“. Um meine Überzeugungen vertreten zu können (und auch immer mal wieder zu überprüfen), hilft die Gewissheit, auf Unterstützung zurückgreifen zu können – und sei es nur, mich im Gespräch mit Gleich- oder Ähnlichgesinnten zu vergewissern, dass ich mit meiner Haltung und mit meiner Überzeugung nicht komplett danebenliege.

Was gibt mir Nazareth dafür?

- › Austausch – die Möglichkeit, über Einstellungen, Gefühle, ethische Fragen zu hören und zu reden (das ist mit Arbeitskolleginnen oder -kollegen oft schwerer, da geht es ja unter Umständen „ans Eingemachte“)
- › persönliche Beziehungen, die in die Tiefe gehen

- › das Gefühl, so sein zu dürfen, wie ich bin, auch wenn nicht alle meine Einstellungen teilen
- › Rückhalt und offene Ohren
- › Menschen, von denen ich mich verstanden fühle und die ehrliche Rückmeldungen geben

Gerade beim Nazareth-Jubiläum an Rogate hatte ich wieder das Gefühl: Ja, das ist mein Haufen!

Ich bin grundsätzlich meinem Dienstgeber gegenüber loyal, aber in der Sache durchaus mal anderer Meinung. Diese andere Meinung dann angstfrei vertreten zu können, dazu hat Nazareth im Rücken sicher manchmal geholfen. Mich im Ernstfall eines Konfliktgespräches darauf verlassen zu können, dass jemand mit am Tisch sitzt, mich stärkt oder zumindest vermittelt – das hat mich mutig gemacht, auch womöglich unpopuläre Meinungen zu äußern. Wenn Gott für mich ist, was können mir Menschen tun? Und wenn Nazareth für mich ist, was können mir Vorgesetzte tun?

Diakonisch arbeiten: mit Anspruch arbeiten, manchmal über Weisungen hinaus. Diakonisch arbeiten: die „zusätzliche Meile“ gehen.

Diakonisch arbeiten: mich immer wieder meiner Haltung vergewissern, sprachfähig werden und bleiben und ethische Fragen nicht als „Privatvergnügen“ abtun lassen.



NAZARETH – DAS SIND MENSCHEN

Diakonisch arbeiten: die Menschen, die mir anvertraut sind, in den Mittelpunkt stellen (wie wir es in der Ausbildung gelernt haben: Die Klientinnen und Klienten sind unsere Arbeitgeber!).

Wenn es gut läuft, gibt es im eigenen Team Menschen, mit denen es ein inneres Einverständnis gibt. Wenn es nicht so gut läuft, fühlst du dich manchmal allein – mit deinen Ansprüchen, deiner Haltung, deinem Engagement. Und du wirst eingeschworen auf Regeln, die nicht helfen, die einengen, die nicht mehr als den kleinsten gemeinsamen Nenner darstellen.

Was hat der Entsendungsvertrag gegebenenfalls dazu beigetragen?

Die (gefühlte) Sicherheit, im Konfliktfall am Arbeitsplatz nicht allein dazustehen, sondern jemanden anfordern zu können, die oder der, wenn sie auch nicht aus meiner Position sprechen kann, so doch moderieren, konstruktive Vorschläge machen oder gegebenenfalls schlichten kann. Ich habe diese Situation, tatsächlich jemanden aus Nazareth um Hilfe zu bitten, nie gebraucht – aber allein die Möglichkeit, dass ich jemanden hätte anfordern können, hat mich manchmal stark gemacht, zu widerstehen, meine Position zu vertreten, auch wenn sie im Team oder meiner Leitung gegenüber unpopulär war.

Was bleibt davon ohne Entsendungsvertrag?

Wahrscheinlich werde ich in meinen letzten Berufsjahren nicht wesentlich von dem abweichen, was ich für richtig halte und bisher vertreten habe – ich habe nicht mehr (so) viel zu verlieren, da meine Position gefestigt ist und mir Kompetenzen zugeschrieben werden. Aber die Freiheit, einen anderen Arbeitgeber zu haben als meine Kolleginnen und Kollegen und dadurch ein wenig unabhängiger zu sein als diese, die wird zumindest „angeknabbert“ sein. Auch, dass durch diese besondere Arbeiterschaft Nazareths deutlich wird, dass ich Diakonin bin und meine Arbeit diakonisch verstehe, geht verloren. Eine gewisse Distanz zu meinem Dienstgeber, dass ich mich zugehörig, aber nicht abhängig gefühlt habe – dies habe ich all die Jahre, die ich in der Arbeiterschaft Nazareths stand, gespürt. Und das hat mir das Rückgrat gestärkt!



Heidrun Schulz-Scharmberg

Eine Definition von Heimat: *„Ein Ort, an dem man seine Wurzeln hat, seine Sprache spricht, seine Bräuche und Sitten feiert, die Erinnerungen mit der Familie teilt, an dem man gerne zurückkehrt und man sich verbunden fühlt.“*

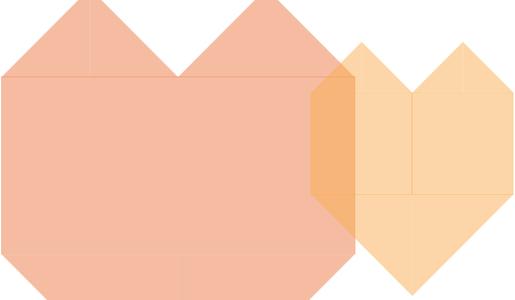
Jede Heimat hat ihren eigenen Geschmack, Geruch und ihr eigenes Gefühl von Zuhause und Geborgensein. Heimat ist ein ganz persönliches Gefühl. Man findet es im Außen oder auch ganz tief in seinem Inneren. Zumeist spielen Menschen dabei eine große Rolle. Nichts ist statisch. Manchmal verändert sich Heimat, oder es entstehen mehrere nebeneinander.

Das Abitur in der Tasche entschied ich mich 1993 für ein Diakonisches Jahr auf dem Wittekindshof. Ein guter Schritt, noch nicht ewig weit entfernt vom bisherigen „Heimathafen“. Das Arbeiten mit den DiakonInnen gefiel mir – ich war beeindruckt, wie Dienst und Glaube, Tun und Herz ineinandergriffen. Das wollte ich für mich auch, und so bewarb ich mich in Nazareth zur DiakonInnenausbildung: Grundseminar, Praktikum, gemeinsames Wohnen in Haus Nazareth, Studium in Bochum, Oberseminar. Dann folgte die Aufnahme in die Gemeinschaft und ein Jahr später die Einsegnung ins DiakonInnenamt. Viele Kontakte sind entstanden, und, wegzuziehen von diesem vertrauten Ort, ist nicht leichtgefallen. Nach der Einsegnung war

mein Zielort ein kleines Dorf in Süddeutschland, das nicht auf mich gewartet hatte. Aber mein langjähriger Partner erwartete mich, mit dem ich nun seit 20 Jahren verheiratet bin, und wir uns gegenseitig Heimat wurden.

Nach verschiedenen Arbeitsstellen bewarb ich mich 2002 beim Diakonischen Werk Heilbronn und wollte ein Entsendungsverhältnis mit Nazareth eingehen. Diese Option wurde von meinem Arbeitgeber ernsthaft geprüft, doch es wurden keine Vorteile darin befunden. Für mich machte es keinen Unterschied, ich wollte dort arbeiten. Man schätzte und schätzt meine Doppelqualifikation und, soweit es mein Arbeitsauftrag in der Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatung zulässt, kann ich mit meiner Spiritualität sichtbar werden. Eine berufliche Heimat, wo ich arbeiten und mich entfalten darf.

Nazareth ist mir jedoch in den Jahren fremd geworden. Leben und Begegnung fand in Bethel statt. Obwohl ich bei Besuchen enger Kontakte regelmäßig „Nazareth-Luft“ schnuppern durfte, war es mir aufgrund meiner Arbeit in der Diakonie und in unserer Gemüsegegartnerei nicht mehr möglich, an gemeinschaftlichen Veranstaltungen in Bethel teilzunehmen. Die räumliche Entfernung wurde zu einer emotionalen Entfremdung. Ich sah mich nicht mehr von Nazareth gesehen – Austrittsgedanken waren nicht mehr fern.



Doch ich wollte es noch einmal wissen und nahm die Einladung zur Bezirkskonferenz im Süden 2019 wahr. Ich muss schon zugeben, ich war nervös, hatte den Kreis nur sporadisch besucht und in den letzten 15 Jahren gar nicht mehr. Aber was soll ich sagen: Es war für mich so etwas wie nach Hause kommen (vielleicht nicht das Zuhause, aber doch ein Zuhause). Es hat mich bewegt, wie wir uns wiedererkannt haben und manche Geschwister noch einiges zu mir in Erinnerung hatten. Ich wurde gleich freundlich aufgenommen, ein schönes Gefühl. Nazareth wurde wieder spür- und erlebbar.

Das Prinzip der Entsendung nimmt nun nach vielen Jahren sein Ende. Gemischte Gefühle kommen auf, auch bei mir. Ich bin tief beeindruckt von den vorausgegangenen Generationen meiner Geschwister, die sich im Vertrauen auf Gott und in Absprache mit Nazareth an ihren Arbeitsplatz entsenden ließen und Nazareth als sicheren Partner in ihrem Rücken wussten. Ich gehöre schon längst einer anderen Generation an und schätze die Freiheit, meine Arbeitsstelle frei wählen zu können, hatte aber auch das Glück, mit meinem Arbeitgeber immer einen guten Gesprächspartner zu haben.

In meinem Büro hängt ein Poster, herausgegeben zum 125-jährigen Bestehen Nazareths 2002. Bekannte Orte Bethels sind zu sehen, und unten rechts ist zu lesen: Nazareth, um Gottes Willen, mit Menschen für Menschen. Nazareth ist für mich wieder Heimat geworden, denn Nazareth – das sind Menschen, wie z. B.:

- › die Geschwister rund um Nieder-Ramstadt, im Kontakt durch Telefonate, Briefe und gelegentliche Besuche
- › die heilsame Unterbrechung, die digitale Andacht am Dienstmorgens verbindet uns über ganz Deutschland und manchmal sogar noch weiter
- › die „Schreibstube Nazareth“ auf WhatsApp, in der wir eigene Texte teilen
- › überraschende Emails und Telefonate mit bis dahin mir unbekanntem Geschwistern, aus Bethel oder auch dem hohen Norden

Nazareth ist bunt und vielfältig und digitale Medien eröffnen neue Möglichkeiten, am gemeinschaftlichen Leben teilzuhaben.

Im Rückblick betrachtet, war die Option eines Entsendungsverhältnisses für mich von Anfang an nicht ausschlaggebend, um Mitglied der Gemeinschaft zu werden. Mich persönlich hat die Aussicht angesprochen,

Teil einer Glaubens- und Wertegemeinschaft zu werden, die sich gegenseitig in der Arbeit und im Leben begleitet, bestärkt, Trost und Impulse spendet und füreinander einsteht.

Entsendet und beauftragt fühle ich mich aber von Anfang an: von Gott, unserem Herrn, durch den Segen in der Zionskirche, verbunden mit allen Geschwistern – vor mir und nach mir.



Henrike Schütt



POST AUS NAZARETH

Was kann da Gutes kommen? Offenbar nicht viel. Der Ton ist rau. Ein totgesagtes, meist langweiliges Forum wirkt lebendig wie lange nicht mehr. Auf Rede folgt Gegenrede. Kritikerinnen, Vermittlerinnen, Betroffene kommen zu Wort. Ein Prozess, der viel zu spät kommt, das Kind liegt längst im Brunnen, aber wichtig ist er allemal. Es fällt mir schwer, Partei zu ergreifen.

Ich möchte betonen, dass ich nicht unmittelbar von der Thematik betroffen bin. Dennoch ist sie für mich von persönlicher Relevanz, da es um meine Geschwister geht, um meine persönliche Haltung der Lage gegenüber. Ich bitte jedoch um Verständnis dafür, dass ich mich nicht zu einer Bewertung der Entscheidung äußern möchte, da dies meiner Auffassung nach für mich nicht möglich ist.

Reibung erzeugt bekanntlich Wärme, kann etwas anstoßen und kreierte manchmal ein unverhofftes Momentum. So hat mir der gesamte Konflikt den Anstoß gegeben, über die Entsendung (vielleicht ist der Begriff Mission sogar synonym verwendbar) nachzudenken.

Ein paar Gedanken.

Der Begriff „Entsendung“ impliziert für mich das Konzept des „Lassens“. Ich gebe etwas von meiner Sicherheit auf, ebenso wie meine Verfügbarkeit. Dies bedeutet für mich, dass ich mich auf ein Abenteuer einlasse, das mit einem gewissen Risiko verbunden ist. Entsendung bedeutet ein Auf-hören, ein Ge-lassen-Werden.

Entsendung unterliegt für mich dem dialogischen Prinzip, bei dem eine Person eine andere sendet und diese sich selbst entsandt wird. Dieses Prinzip ist nicht autoritär und wirkt nicht omnipotent, sondern basiert auf einer Begegnung zweier Freiheiten. Eine Stimme spricht, ein Säuseln, ein paar muntere Zeilen zur rechten Zeit, vielleicht brennt sogar ein Busch. Ein Ich wird angesprochen, ein Selbst antwortet. Braucht es dafür Brief und Siegel und einen wasserdichten Arbeitsvertrag? Braucht es nicht eher hörende Ohren, sehende Augen und ein offenes Herz?

Die Frage, ob ich höchst offiziell entsandt werde, ist für mich von untergeordneter Bedeutung. Ich denke, ich bin zu jung, um etwas zu beurteilen, was mich nicht betroffen hat. Daher möchte ich mich für etwas einsetzen und nicht gegen etwas argumentieren.

Für eine Durchlässigkeit Gottes.

Nazareth wird mich nicht mehr senden, doch der Nazarener hat dies bereits getan, tut es weiterhin und wird es auch in Zukunft tun. Ich plädiere für eine Durchlässigkeit Gottes im Blick auf den Nächsten. Nazareth wird mich nicht mehr senden, jedoch kann ich mich von meinen lieben Geschwistern senden lassen. Wieso denn eigentlich nicht? Ich plädiere für eine Durchlässigkeit Gottes in der Barmherzigkeit. Wider die Gleichgültigkeit hin zu Gottes Reich. Wenn Not und Ungerechtigkeit uns nicht mehr senden, dann tut dies auch kein Papier. Nazareth wird mich nicht mehr senden. Dies ist eine Tatsache. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Nazarenerinnen damit aufhören.

Der archimedische Punkt sollte nicht das Ob meiner Entsendungsentscheidung sein. Ich bin kein Christ, aber ich verfolge die lebenslange Aufgabe, einer zu werden. Das bedeutet für mich Entsendung.



Lukas Kremin



EIN LEBEN ALS GESANDTE

Alle Christinnen und Christen sind in ihrer Taufe durch den Heiligen Geist begabt und beauftragt, sich am Auftrag der Kirche mit ihren je eigenen von Gott geschenkten Gaben zu beteiligen.

Gleichzeitig beruft und beauftragt die Kirche bestimmte Menschen, eine besondere Verantwortung für diesen Auftrag zu übernehmen, nämlich Gottes gute Botschaft mit Worten, in ihrer Haltung und durch ihr Handeln zu kommunizieren. Die Kirche erkennt damit an, dass diese Personen auf Grund ihrer Gaben und erworbenen Qualifikationen dazu besonders geeignet sind. Mit diesem Auftrag versehen, sendet sie die Kirche in die Welt und zu den Menschen.

Diakoninnen und Diakone werden bei ihrer Einsegnung so beauftragt und gesandt

Bei unseren Einsegnungen in der Zionskirche sendet ein Vertreter oder eine Vertreterin der Ev. Kirche von Westfalen zusammen mit einem Vorstandsmitglied der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel und dem oder der Ältesten der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth Diakoninnen und Diakone zu ihrem Dienst. Ein für alle Mal auf Lebenszeit sind sie dann gesandt

„zu den Menschen, die ihnen anvertraut sind.“ So heißt es in der Einsegnungsagenda, aus der auch die folgenden Zitate und das Gebet am Ende stammen.

Ein Gesandter oder eine Gesandte, das ist der oder die „mit einem Auftrag, zu einem bestimmten Zweck abgesendete“ (so erklärt es das Grimm'sche Wörterbuch). Gesandt im theologischen Sinne – das ist nicht nur ein formaler Akt mit Vertrag, Urkunde und Unterschrift, das ist vielmehr ein geistlicher Akt, gegründet auf der Heiligen Schrift nach dem Vorbild Jesu und seiner Sendung: Gleichwie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch (Joh 20,21).

Darum beginnt jede Einsegnung mit Lesungen aus der Heiligen Schrift. In den letzten Jahren waren das Jesaja 58,7-12 und Johannes 13,4-5.12-17. Früher waren es vielleicht andere Texte. Aber immer werden sie etwas über die Sendung in den diakonischen Dienst ausgesagt haben. Auf der Grundlage dieses biblischen Verständnisses werden Diakoninnen und Diakone von der Ev. Kirche von Westfalen gesandt, „zu pflegen, zu trösten, zu raten und zu helfen, Glauben zu wecken und Frieden zu stiften.“ Dazu betet die Gemeinde für sie und verspricht, ihnen beizustehen und ihre Sendung in Fürbitte zu begleiten – und das

tut sie bis heute. Von vielen Geschwistern weiß ich, dass sie das tun!

Und dann spricht die oder der Einsegnende die Sendung aus: „Im Namen unseres Herrn Jesus Christus und im Vertrauen auf Gottes Wort segnen und senden wir Euch zum Dienst einer Diakonin bzw. eines Diakons.“

Am Ende wird vorgestellt, wohin Diakoninnen und Diakone ganz konkret gesandt sind, jedenfalls für's erste. Die Orte und Situationen, in die sie sich haben senden lassen, von ihrer Kirche, der Stiftung Nazareth oder der Diakonie. Später sind bei den meisten noch ganz andere Orte und Menschen dazu gekommen, aber immer waren und sind sie als „Gesandte“ unterwegs, gesandt vom Herrn der Kirche, der uns in die Welt sendet. Dazu, um diese Sendung zum Wohle der Menschen leben zu können, dazu werden Diakoninnen und Diakone gesegnet.

*Barmherziger Gott, du willst,
dass allen Menschen geholfen werde.
Dazu berufst und sendest du Männer
und Frauen und machst sie bereit,
sich der Nöte der Menschen anzunehmen.
Wir danken dir und bitten dich für alle
Schwestern und Brüder:
Gib ihnen deinen Geist, damit sie aus
deiner Liebe leben und sie weitergeben
in Wort und Tat.
Segne ihre Arbeit,
und halte deine Hand über sie.
Stärke sie in Zeiten der Müdigkeit
und der Anfechtung.
Erhalte sie in der Gemeinschaft.
Lass ihren Dienst gelingen
zum Segen der Menschen,
zum Wohl deiner Kirche
und zu deiner Ehre.
Durch Jesus Christus, unseren Herrn.
Amen.*



Jutta Beldermann

WIE SAG ICH ES DENN NUN?

Eine persönliche Bestandsaufnahme

Im Februar 1988 habe ich meiner Erinnerung nach einen Bewerbungsaufsatz für die Diakonenschule Nazareth geschrieben: „Warum ich Diakonin in Nazareth werden möchte.“ Ob der Titel wirklich so lautete oder nur in mir so klang, erinnere ich nicht mehr. Ich weiß nur noch ganz genau, dass ich Diakonin werden wollte – und zwar mit Nazareth.

Während des Grundseminars 1988/89, während des Sozialarbeitstudiums, während meines Anerkennungsjahres bei der Stadt Bielefeld und auch im Oberseminar – immer war ich Diakonenschülerin aus Nazareth. Dieser Prägung und Verbundenheit wollte ich auch dadurch Ausdruck verleihen, dass Nazareth meine Arbeitgeberin werden sollte. Ganz bewusst habe ich mich im Oberseminar für das Konzept der Entsendung entschieden und wurde im Rahmen des Einsegnungsgottesdienstes im September 1996 vom damaligen Personalleiter Jürgen Steinbrück als Diakonin aus Nazareth in den Altenhilfebereich Sarepta entsandt.

Die Aufnahme in die noch junge diakonische Gemeinschaft Nazareth (bis 1992 Bruderschaft Nazareth) wurde ebenfalls im Rahmen des Einsegnungsgottesdienstes vorgenommen, spielte aber meinem Gefühl nach nur eine nebeneordnete Rolle.

Knapp 28 Jahre später, in denen ich durchgängig als Diakonin in unterschiedlichen Bereichen der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel gearbeitet habe, wird mir – und vielen anderen Geschwistern – der Entsendungsvertrag von Seiten meiner Arbeitgeberin aufgekündigt. Die Gründe für diese Entscheidung wurden ausführlich dargelegt und sind von mir auch theoretisch nachzuvollziehen. Ganz praktisch merke ich, dass es mir schwer bis unmöglich erscheint, mich zukünftig nicht in der Arbeitgeberschaft Nazareths zu sehen – und noch mehr, mich nicht mehr so zu fühlen.

Anders als viele andere Geschwister, bin ich (erst jetzt), wenn ich nicht mehr durch Auftrag und Entsendung mit der Stiftung Nazareth verbunden bin, an einem Punkt, an dem ich mir neu und erstmalig Gedanken machen muss, was es denn für mich bedeutet, als Diakonin zu arbeiten. Nach fast 30 Jahren leidenschaftlichen Diakoninnen-Seins fühle ich mich sprachlos und weiß gar nicht, wie das geht: Diakonin sein ohne Nazareth. Dabei ist mir sehr wohl klar, dass Nazareth mehr ist als die Personalarbeit. Nazareth ist für mich auch immer die Gemeinschaft gewesen und wird es auch bleiben – meine Irritation dreht sich um die berufliche Identifikation.

Meine diakonische Prägung habe ich vor allem durch Menschen aus Nazareth erfahren – von Männern und Frauen, denen ich ihr Diakonen- bzw. Diakoninnen-Sein quasi abkaufen konnte und kann, deren Einsätze für hilfsbedürftige Menschen mich beeindruckten, deren Kreativität und Einfallsreichtum ich bewundere, deren unterschiedliche Frömmigkeitsstile mich berühren und berührt haben. Mein Diakonin-Werden und -Sein ist von Anfang an mit Nazareth verbunden.

Ich habe nie in (landes-)kirchlichen und nur am Rande in gemeindlichen Kontexten gearbeitet. Meine Identifikation mit den Aufgaben der Ev. Kirche von Westfalen, die ja letztendlich die Einsegnung in das Amt der Diakonin vorgenommen hat, beschränkt sich auf die Worte und die segnenden Hände, des bei der Einsegnung zuständigen Landeskirchenrats. Die tätige Nächstenliebe – zuhören, trösten, helfen und heilen – ist mit der Einsegnung zu meinem Auftrag geworden. Ich bin zur Diakonin in der Diakonie geworden.

Dass es zwischen Kirche und Diakonie seit Jahrzehnten Fragestellungen gibt, die scheinbar nicht zu klären sind, hat nur dazu beigetragen, mein Fremdsein mit den (landes-)kirchlichen Strukturen zu verstärken. Noch mit meinem letzten Stellenwechsel in den Bereich Bethel.regional Anfang 2019 bin ich als Diakonin/Sozialarbeiterin entsandt worden. In dem zwischen der Stiftung Bethel, zu der Bethel.regional gehört, und der Stiftung Nazareth geschlossenen Entsendungsvertrag wird in § 5 erklärt, dass beide Vertragsparteien von mir als Diakonin erwarten, dass ich mein „Amt im Sinne des Evangeliums von Jesus Christus gemäß dem bei der Einsegnung abgegebenen Versprechen“ (führe).

So habe ich meinen Beruf immer verstanden und wusste mich dabei durch die Rückendeckung Nazareths für meinen Dienst gestärkt. Ich hatte einen starken Partner an meiner Seite.

Ich arbeite nicht nur als Diakonin, ich bin Diakonin, mit Herz, Leib und Seele. Meine fachliche Arbeit als Sozialarbeiterin und Krankenschwester in der gesundheitlichen Betreuung von Menschen in schwierigen sozialen Lebenslagen kann ich nicht losgelöst von meinem Diakonin-Sein denken oder tun. Bisher war dies aber auch immer eine der Vertragsgrundlagen in meinen Dienstverträgen. Wie wird es zukünftig sein?

Welche Erwartungen werden in meinem neuen, veränderten Arbeitsvertrag formuliert werden? Wer ist der starke Partner an meiner Seite, wenn ich nicht aufhören kann (und will), als Diakonin zu arbeiten – Fragen zu stellen, unbequeme Wahrheiten zu benennen, die Sichtweisen meines Klientels zu vertreten oder auszuhalten. Wo und wie kann ich mich rückversichern, wenn es dabei zu Problemen kommen sollte? Würde sich die Landeskirche meiner annehmen?

Im Rahmen der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth würde ich geschwisterliche Beratung, Seelsorge und Stärkung erfahren – aber wäre das im Konfliktfall ausreichend?

Werde ich irgendwann mit voller Überzeugung sagen können: „Ich bin Diakonin im Auftrag der evangelischen Kirche und Mitglied der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth.“ Mein Kopf weiß, dass das die richtige Aussage ist. Mein Herz ist noch nicht soweit: Ich werde wohl im Auftrag Nazareths unterwegs bleiben.



Uta Braune-Krah

WIR BRAUCHEN DIAKONINNEN UND DIAKONE,

die als „Salz der Erde“ zur Mitarbeitendenschaft gehören

Ende 1995 kam der damalige Personalleiter von Nazareth, Jürgen Steinbrück, auf mich zu und erklärte mir: Für eine Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung mit acht Wohngruppenhäusern, im nördlichen Schleswig-Holstein, werde ein Diakon als Leiter gesucht. Der dortige Trägerverein sei pietistisch geprägt, und dies werde auch von der zukünftigen Leitung erwartet. Er sei mit Werner Arlabosse, damals Ältester der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth, übereingekommen, dass ich hierfür der richtige Diakon sei, und so wolle man mich, mein Einverständnis vorausgesetzt, vorschlagen. Die Einrichtung war mir nicht unbekannt. Schon unser Grundseminar hatte 1983 der Jugendhilfeeinrichtung Elisabethheim Havetoft einen Besuch abgestattet. Die Hauseltern Erika und Guntram Hartwig, beide waren mit Entsendungsverträgen aus Nazareth in Havetoft, hielten schon damals bei unserem Besuch mit ihrer diakonisch-missionarischen Haltung nicht hinter dem Berg. 1997 trat ich ihre Nachfolge an. Die Einführung fand gemeinsam mit Vertretern der Nazareth-Direktion in Havetoft mit Handauflegung und Segen statt.

Mein Ziel und Wunsch war, nicht nur die Einrichtung modern weiterzuentwickeln, sondern auch die eindeutig christlich-missionarische Prägung fortzuführen.

Für Letzteres brauchen wir Mitarbeitende, die erkennbar christlich (diakonisch) handeln, die ihren Mitmenschen Wert zusprechen und sie als Ebenbilder Gottes ernst nehmen. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Kinder und Jugendliche neugierig auf Gott machen und die den Glauben als Kraftquelle für ihren beruflichen (und privaten) Alltag erleben.

Mittlerweile sind es 27 Jahre, in denen ich die Personalverantwortung unserer Einrichtung inne habe. Natürlich erwartete ich von unseren neu eingestellten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern nicht, dass sie sich alle in gleich starkem Maße mit den diakonisch-christlichen Werten unserer Einrichtung identifizieren können. Auch der Minimalkonsens „Kirchenmitgliedschaft“ konnte nicht gehalten werden. Trotzdem suchte ich stets besonders gezielt auch Christinnen und Christen, die den Mut hatten, das, was sie glaubten, nämlich die gleiche Würde aller Menschen, ob Teamkollegin, Kind und Jugendlicher, praktisch anzuerkennen und wertzuschätzen. Da Diakoninnen und Diakone in dieser Hinsicht sprachfähig sind, waren sie die gesuchten Mitarbeitenden – aber schwieriger zu finden als die sprichwörtliche Stecknadel im Heuhaufen. Während meiner Zeit im Elisabethheim habe ich Diakone des Rauhen Hauses und des Johannesstiftes eingestellt,

einen CVJM-Sekretär und eine Absolventin der CVJM-Hochschule sowie einen Religionspädagogen/Prediger der Bibelschule Falkenberg – Pädagoginnen und Pädagogen, die bereit und qualifiziert waren, das, was uns als Christinnen und Christen wichtig ist, weiterzugeben und in ihre Arbeit einzubringen. Aus Nazareth hat sich nie eine Diakonin oder ein Diakon beworben, sie wären bei Eignung natürlich angestellt worden.

Bei allen Diakonen, die mit uns gearbeitet haben, stimmte die persönliche Haltung, vom Umgang mit ihren Mitmenschen bis hin zum Umgang mit ihren persönlichen Schwächen. So manches Mal würde ich mir aber wünschen, dass die „diakonischen Profis“ ihr besonderes Profil mit größerem Selbstbewusstsein nach außen zeigen. Nur eine Äußerlichkeit, aber doch für die Jugendhilfe bei uns typisch: Die Diakone ließen sich nicht ihre Berufsbezeichnung auf die Visitenkarte drucken, Soziale Arbeit (B.A.) und Systemischer Berater machten sich besser, und sie hatten Sorge, dass die Mitarbeitenden der Jugendämter irritiert sein könnten.

Das diakonische Profil einer Einrichtung umfasst meines Erachtens nach mehr als die Haltung seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu ihren Mitmenschen. Ich bin der tiefen Überzeugung, dass es auch um die diakonisch-christliche Prägung der Einrichtung, um die Gestaltung der christlichen Kultur, die Feste und Feiern sowie

die Verkündigung geht. Die Feste des Kirchenjahrs feiern wir in unserer Einrichtung ebenso selbstverständlich gemeinsam wie die gemeinsam mit der Kirchengemeinde des Dorfs veranstalteten jährlichen Seegottesdienste mit Taufen.

Wie weit das Elisabethheim Havetoft auch in Zukunft eine diakonisch geprägte Einrichtung bleiben wird, wird sich an den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern entscheiden. Wir brauchen Diakoninnen und Diakone oder andere „diakonische Profis“, die als „Salz der Erde“ zur Mitarbeiterschaft gehören. Diese wenigen, besonders qualifizierten Christinnen und Christen, leben ihre Haltung bewusst und bringen ihren persönlichen Glauben gern in die Teams ein. Sie laden ein, aber vereinnahmen nicht oder grenzen aus. Ohne diese christlichen Persönlichkeiten wird unsere Einrichtung in Havetoft – und die Diakonie allgemein – ihre Identität kaum aufrechterhalten können. Wenn sich aber weiterhin Christinnen und Christen für die Arbeit in der Diakonie besonders qualifizieren lassen und, wie in unserem Falle z. B. als Diakoninnen und Diakone sichtbar sind, kann die christliche Identität für diakonische Einrichtungen prägend bleiben.



Christian Oehler

VON DER ENTSENDUNG ZUR BEAUFTRAGUNG

in diakonischen und kirchlichen Handlungsfeldern

Entwicklungsströmungen im Berufsbild der Diakonin und des Diakons

Timotheus war ein wenig enttäuscht. Als der Brief ankam, war er zuerst sehr erleichtert gewesen. Endlich Hilfe und Unterstützung in den Auseinandersetzungen. Der Brief stärkte seine Stellung als Gemeindefeiler. Gott sei Dank! Das würde ihm eine Weile Ruhe verschaffen. Und auch die Gemeindeordnung war sehr hilfreich. Endlich Regeln, wer Diakon oder Gemeindefeiler werden konnte. Aber so viel Gewicht auf das Gebet am Anfang der Gemeindeordnung? Sollte das die Gemeinde retten?

Entsendung als Gründungsidee Nazareths

Als in Nazareth Jahre nach der schon bestehenden Ausbildung zur Diakonisse Kaiserwerther Prägung über eine Ausbildung zum Diakon nachgedacht wurde, da geschah dies auf dem Hintergrund des zunehmenden Personalbedarfes in der so rasant wachsenden Anstalt Bethel und ähnlicher diakonischer Einrichtungen, die dringend auch männliches Personal brauchten. Das Wichernsche Konzept der Brüderausbildung im Rauhen Haus in Hamburg, hatte sich schon über Jahre in ganz Deutschland verbreitet. Ein Ersuchen Bodelschwings ausgebildete Brüder des Rauhen Hauses

nach Bethel zu schicken, wurde an den Lindenhof in Neinstedt verwiesen, wo gerade ein erster Ausbildungskurs nach Hamburger Art abgeschlossen hatte. Von dort wurden also zwei Brüder nach Nazareth geschickt, um hier eine Diakonenausbildung zu begründen. So verbreitete sich nicht nur Konzept und Idee der (männlichen) Diakonenausbildung, sondern auch das Prinzip der „Sendung“ von Brüdern, in die unter dem Aspekt der „Inneren Mission“ zu rettende Gesellschaft in Deutschland. Die Sendung in den Dienst an der Welt und den Menschen wurde mit der Einsegnung in das kirchliche Amt besiegelt. Die Sendung folgte auf die innere (Heiliger Geist) und äußere (Bethel und Kirche) Berufung. Ähnlich den Diakonissen Bethels blieben die Brüder nicht nur der Bruderschaft verbunden, sondern waren unabhängig vom tatsächlichen Einsatzort arbeitsvertraglich an das Brüderhaus Nazareth (die Stiftung) gebunden. Dies sicherte dem Brüderhaus eine gewisse „Verfügungsberechtigung“ über die Einsatzorte und Entwicklungen der Brüder.

Um dem kirchlichen Amt des Diakons (im Unterschied zum Versorgungsprinzip der Diakonissen) Autorität und Attraktivität zu verleihen, war das Entsendungsprinzip ähnlich dem des Pfarrers konstruiert: Das Brüderhaus Nazareth fungierte als Anstel-

lungsträger, was dem Diakon gegenüber dem Dienstgeber eine gewisse Unabhängigkeit sicherte. Am Vorbild der Kirchenbeamten orientiert, stattete das Brüderhaus seine Diakone mit besonderen Garantien, Sicherheiten (u. a. eine eigene Beihilfe- und Pensionskasse) und Rückbindungen aus. Mit diesen Privilegien gingen auch Erwartungen an die Bindung der Diakone an das Brüderhaus einher: „Der Dienst erfordert drei Stück: Demut, Gehorsam und Treue“, so stand es im Einsegnungsgelübde der Berufsordnung für den Diakon, die in Nazareth 1888 erstmals verfasst wurde. Demut, Gehorsam und Treue galten gleichermaßen gegenüber Gott, der Kirche, dem diakonischen Auftrag und dem Brüderhaus. Letzteres bestimmte den Dienort nach Befähigung, Eigenbedarf (in Bethel) und Bedarfen verbundener diakonischer oder kirchlicher Träger. Zum patriarchalen Leitungsmodell gehörte der unbedingte Gehorsam gegenüber der Leitung und deren weitreichenden Befugnissen, in das Leben von Brüdern und ihrer Familien einzugreifen (Brautkurse, Einsatzort, Arbeitsfeld, Funktion). Eigene Interessen und Mitsprachemöglichkeiten in Entscheidungsprozessen bei Stellenbesetzungen waren nicht vorgesehen. Diese Prinzipien und kulturbestimmenden Strukturen blieben über die vielen Jahrzehnte konstitutiv, auch weil nationale und weltpolitische Krisen derart anfordernd waren, dass der Rückzug in die und das beharrliche Bewahren der eigenen Kultur gegen die „böse tobende Welt“ jeg-

liche Reformbestrebungen im Innern obsolet machten.

Professionalisierungsschub des Diakonats

In die Ausbildung zum Diakon hatte der Bruder eine abgeschlossene Ausbildung in einem handwerklichen, landwirtschaftlichen oder kaufmännischen Beruf mitzubringen. Die Ausbildung zum Diakon geschah vorwiegend über fundierten kirchlichen Unterricht und Praxiseinsätze in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Die meisten Brüder nahmen am Kurs der kleinen Krankenpflege oder „Irrenpflege“ teil, wie sie in Bethel angeboten wurde. Erst der Professionalisierungsdruck der 1970er Jahre brachte weitere, höherwertige und gänzlich neue Ausbildungsmöglichkeiten hervor. Erste Brüder wurden zum Pädagogikstudium geschickt und befähigt, selbst an der Diakonenschule oder anderen entstehenden Ausbildungsträgern in Bethel zu unterrichten. Das Heilpädagogische Institut in der Schillingshofsiedlung (HPI) bot erste Möglichkeiten heilpädagogischer Unterweisung. Ergotherapeutische und andere Spezialausbildungen wurden ebenso wahrgenommen wie Hausleiterschulungen der Dachverbände der Diakonie. Über diesen Entwicklungsschub wurde die Diakonenbildung zu einer doppelt qualifizierenden Ausbildung in einem staatlich anerkannten Sozialberuf und einer zweiten umfanglichen kirchlich-theologisch-diako-

nischen Berufsausbildung (1971). Die neue Ausbildungsordnung Nazareths mit Grund- und Oberseminar und zwischenzeitlicher Berufsausbildung in einem staatlich anerkannten Sozialberuf wurde verabschiedet und erstmals wurden Frauen zur Ausbildung in Nazareth aufgenommen (1972). Die berufsbegleitende Diakonenbildung wurde 1977 begonnen, um bereits ausgebildeten Fachkräften die Möglichkeit einer Ausbildung zur Diakonin oder zum Diakon zu geben. Die Ev. Kirche von Westfalen verabschiedete neue Richtlinien der gemeindepädagogischen Ausbildung und verpflichtete neu eingesegnete Diakoninnen und Diakone zu einer (finanziell nennenswert geförderten) Aufbauausbildung, sofern diese auch den Abschluss als anerkannte Gemeindepädagoginnen und -pädagogen erlangen wollten.

Die Entsendung blieb weiterhin konstitutives Merkmal für eingesegnete Diakoninnen und Diakone Nazareths. Während sich in den 1970er und 80er Jahren die meisten Brüderhäuser aus der Entsendungspraxis verabschiedeten, konnte Nazareth dies auch angesichts der stetig wachsenden Zahl von Diakoninnen und Diakonen gut weiterentwickeln. Eine eigene Fort- und Weiterbildungsabteilung beriet und förderte Schwestern und Brüder in ihren Diensten und für diese. Die Förderung von Schwestern und Brüdern über Maßnahmen der Personalentwicklung und Fortbildung etablierte sich zunehmend auf hohem Niveau.

Der hohe Entwicklungs- und Professionalisierungsdruck in allen Arbeitsfeldern der Sozialwirtschaft wurde wesentlich durch die überfälligen, aber durchaus umstrittenen gesellschaftlichen („Mehr Demokratie wagen“) und sozialpolitischen Reformbestrebungen (u. a. Psychiatrie Enquete) befeuert. Auch in Nazareth waren Geschwister fachlich und sozialberuflich (nach-) zu bilden und auf neue fachliche Standards und Methoden der Zusammenarbeit vorzubereiten. Patriarchale Leitungsmodelle wichen teambezogenen Prozessen. Die traditionelle „Fürsorge- und Barmherzigkeitskultur“ wich Rechtsansprüchen auf soziale und pflegerische Hilfen.

Entwicklungen der Stiftungen Sarepta und Nazareth seit den 1990er Jahren

In Nazareth wurde viele Jahrzehnte nicht unterschieden zwischen Arbeitgeberrollen und -funktionen sowie gemeinschaftlicher Leitung und Kultur. Über Personalentscheidungen von Direktion und Brüderrat entbrannten Anfang der 1990er Jahre schwere Konflikte, und letztlich fiel die Entscheidung, die Verantwortungsbereiche von Gemeinschaft und Direktion (Arbeitgeberschaft) zu trennen. Das hat sich bewährt und wesentlich zu Demokratisierung gemeinschaftlicher Prozesse und zur Rollenklärung in den Stiftungen beigetragen.

Die Stiftungen Sarepta und Nazareth, einst gegründet als Personalwerke (Aus-

bildung und Entsendung) gerieten im sich fortschreitend vergrößernden und fachlich entwickelnden Unternehmen der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel zunehmend unter Druck. Sarepta und Nazareth hatten bereits Ende der 1960er Jahre die Verantwortung für die Personalarbeit des Gesamtunternehmens aufgegeben. In einer stark wachsenden Mitarbeiterschaft nahmen Zahl und Bedeutung vormals hochgeachteter Diakonissen und Diakone erheblich ab. Neue Ideen und Aufträge wurden für die Stiftungen gesucht und gefunden. Sarepta übernahm Ende der 1990er Jahre den Stiftungsbereich Altenhilfe und verantwortet seitdem Angebote Bethels in der stationären, teilstationären und ambulanten Pflege in Ostwestfalen. Die Stiftung Nazareth entwickelte sich gemäß ihrer Satzung zu einem Bildungsträger, der Aufgaben zur beruflichen Aus- und Weiterbildung bis zur hochschulischen Bildung für den Gesamtverbund wahrnahm. Heute sind unter dem Dach Nazareths die Ev. Bildungsstätte für Diakonie und Gemeinde, die Freiwilligenagentur Bethel („Betheljahr“), Bildung & Beratung Bethel, die Pflegeschule Nazareth sowie die Fachhochschule der Diakonie beheimatet.

Im Jahr 2000 wurden die bis dahin getrennten Direktionen der Stiftungen Sarepta und Nazareth zu einer gemeinsamen zusammengelegt. Die beiden Stiftungen sind heute selbst ein großer Arbeitgeber (gut 1.000 Mitarbeitende) im Verbund der v. Bodelschwinghschen Stiftungen.

Veränderungen in der Entsendungspraxis

Die Personalarbeit Nazareths hat sich verändert – Ende der 1990er Jahre verabschiedete sich die Ev. Kirche von Westfalen ganz aus der Förderung der Aufbauausbildung und zu einem erheblichen Teil auch aus der Förderung von Ausbildungsstätten für Diakoninnen und Diakone. Dies hatte nicht nur finanzielle Konsequenzen für Nazareth, sondern schwächte insgesamt die Verantwortung der westfälischen Kirche für „diakonischen Amtsträgerinnen und -träger und eine zwischen Kirche und Diakonie abgestimmte Weiterentwicklung des professionellen Diakonats. Die deutlichen finanziellen Einschnitte, waren in Nazareth nur schwer zu kompensieren. Sie wirkten sich auch auf den Leistungsumfang der Personalarbeit aus. Zwei Optimierungsprogramme in den v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel sorgten zusätzlich für erheblich schlankere Strukturen in der Personalverwaltung, durchaus auch um den Preis von Qualität vor allem in den Bereichen von Personalentwicklung, Bildung und individueller Beratung.

Der Anteil entsendeter Schwestern in Sarepta ist in den letzten Jahren stark zurückgegangen und lag zuletzt bei 23. Die Zahl in der Entsendung tätiger Diakoninnen und Diakone sinkt ebenfalls seit langem, lag zuletzt bei 190 und wird weiter zurückgehen, da die meisten entsendeten Diakoninnen und Diakone in den nächsten zehn Jahren

in den Ruhestand gehen werden. Dem steht allerdings eine stetig wachsende Zahl von Diakoninnen und Diakonen gegenüber, die ohne Entsendungsvertrag berufstätig sind, zurzeit schon mehr als 300. Die Bedeutung der Entsendung hat für viele berufstätige Diakoninnen und Diakone wie auch für die meisten externen Träger, also außerhalb der v. Bodelschwinghschen Stiftungen, deutlich abgenommen. Die Bemühungen, die Entsendungspraxis zu beleben und qualitativ weiterzuentwickeln konnten diesen Trend weder bei Diakoninnen und Diakonen noch bei (vor allem) externen Trägern aufhalten. Diesen Entwicklungen sowie den krisenhaften Zuspitzungen bei der kirchlichen Zusatzversorgungskasse sind auch die massiven wirtschaftlichen Risiken geschuldet, die die Stiftung Nazareth in den letzten Jahren (seit 2014 nahezu 3 Mio. Euro) zu stemmen hatte. Sich zunehmend verschärfende gesetzliche Rahmenbedingungen in der Arbeitnehmerüberlassung und in der Umsatzsteuerbefreiung für die bislang anerkannt kirchliche und mildtätige Entsendungspraxis stellen dieses Instrument mehr denn je in Frage.

Die Diakonie wird fachlich

Die mit den strukturellen und fachlichen Innovationen der 1970er Jahre intendierten Entwicklungen sorgten dafür, dass immer mehr gut qualifiziertes Personal in den Einrichtungen und Diensten gebraucht wurde. Die frühere Dominanz diakonisch qualifizierter Mitarbeitenden und Führungskräfte

wich insbesondere sozial-fachlichen und inhaltlichen Erwägungen. Waren vormals die Teilanstalten strukturgebende Institutionen Bethels wurden in den 1990er Jahren nach fachlichen Schwerpunkten ausgerichtete Stiftungs- und Unternehmensbereiche gegründet. Diese Entwicklungen erfuhren in den 1990er und 2000er Jahren zusätzliche Dynamik durch gesetzliche Rahmenbedingungen, die den Vorrang ambulant und dezentral erbrachter Hilfeleistungen festlegten. Ambulantisierung und Dezentralisierung prägen bis heute die Versorgungsstrukturen, an denen sich die fachlichen Konzeptionen und beruflichen Qualifikationen ausrichten haben. Der strikten Personenorientierung in der Planung von Leistungen folgt die Individualisierung der Leistungserbringung. Institutionelle Pauschallösungen in traditionellen Anstalten sind mit den heutigen Rahmenbedingungen, wie sie u. a. das Bundesteilhabegesetz festlegt, nicht mehr vereinbar. Hilfeleistungen werden nach individueller Bedarfslage und fachlichen Gesichtspunkten erbracht.

Diakonische Fachlichkeit und Kultur findet bei Sozialleistungsträgern kaum noch Anerkennung, und infolgedessen kaum mehr eine Refinanzierung. Das diakonische Profil war in den alten Anstaltsstrukturen maßgebliche und verpflichtende Kultur für alle. Pfarrerinnen und Pfarrer, Diakonissen, Diakone und Diakoninnen waren „Garanten“ und Gestalterinnen dieser Kultur und dafür durchaus mit Privilegien ausgestattet (u. a. Leitung, Wohnung). Mit den beschriebenen

Veränderungsprozessen wichen sowohl die Aufgaben als auch die Bedeutung theologischer und diakonischer Professionen.

Was besonders in den 1980er und 1990er Jahren in zunehmend vielen Leitbildern schriftlich fixiert wurde, war immer weniger Leitkultur in den Praxisfeldern. Aus der Tradition verordneter und patriarchal kontrollierter Identität entwickelte sich ein zunehmend freies (durchaus auch von Bevormundung befreites), individualisiertes berufliches Selbstverständnis. Je mehr die Leistungserbringung individuellen Bedarfslagen und fachlichen Standards zu folgen hatte und je weniger die institutionelle Leitkultur Wirksamkeit entfalten konnte, desto mehr wurde das Diakonische bei doppelt qualifizierten Diakoninnen und Diakonen zu einem nach persönlichen Kompetenzen und Vorlieben ausgestalteten Auftrag, durchaus gerne gesehen und geschätzt, aber eben nicht mit geklärten Aufträgen und Ressourcen (vor allem Zeit) hinterlegt. Wir merken insbesondere in der Diakonie, dass junge Diakoninnen und Diakone über diese scheinbar mangelnde Relevanz ihrer diakonischen Fachlichkeit enttäuscht sind. Hinzu kommt, dass sich die Verunsicherung der Mitarbeiterschaft zu Fragen von Religion, Glaube und diakonischer Identität deutlich verstärkt und nicht selten gar in Ablehnung mündet. Die gesellschaftlichen Pluralisierungs- und Säkularisierungstendenzen schlagen auch in Kirche und Diakonie durch. Wie bringe ich diakonische

Identität und Kultur zu den Menschen, wenn diese eher irritiert und abweisend reagieren?

Innovationen in der Ausbildung zur Diakonin und zum Diakon

Auch die Ausbildungsangebote zur Diakonin bzw. zum Diakon erfahren in den 1990er und Anfang der 2000er Jahre eine bedeutende Verstärkung. Mit dem Konsenspapier „Bildungswege im Diakoniat“ der Verbände im Diakoniat (2001, wesentlicher Motor war der VEDD) gelingt ein erster Schritt zu einer bundesweit einheitlichen Standardisierung diakonischer Qualifikationen. Die Kompetenzmatrix des VEDD (2004 und Überarbeitung 2019) beschreibt, „was Diakoninnen und Diakone können sollen“, wenn sie ihre Ausbildung abgeschlossen haben. U. a. knüpft der 2014 abgeschlossene Prozess einer Adhoc-Kommission der EKD zu „Perspektiven für diakonische und gemeindepädagogische Ausbildungs- und Berufsprofile“ (EKD-Texte Nr. 118) daran an, der anschließend in die Arbeit der „Gemischten Fachkommission 3“ der EKD mündet. Hier stehen bundesweite Regelungen für akademische, fachschulische und berufsbegleitende Ausbildungen im Mittelpunkt. Die Professionalisierungsbestrebungen im Diakoniat sind längst nicht abgeschlossen und haben es schwer, sich in den säkularisierenden Rahmenbedingungen zu behaupten. Mittlerweile sind akademisierte Ausbildungsmöglichkeiten in allen Regio-

nen Deutschlands zu finden. Den erheblichen Fortschritten in der Ausbildung und den Qualifizierungszuwächsen bei Diakoninnen und Diakonen stehen nicht geklärte Berufsprofile und Rollenzuweisungen in den Praxisfeldern der Diakonie gegenüber, ganz im Unterschied zu kirchlichen Arbeitsfeldern.

Aktuelle Herausforderungen in der Diakonie

Angesichts des fortschreitenden Rückgangs der kirchlichen Prägung und Bindung von Mitarbeitenden kann heute die Selbstverständlichkeit diakonischen Profils und diakonischer Kultur nicht mehr vorausgesetzt werden. Mehr denn je ist die Vermittlung diakonischer Identität, Kultur und Haltung eine Gestaltungsaufgabe für diakonische Unternehmen geworden. So ist es auch der neuen Arbeitsrichtlinie der EKD zu entnehmen (früher Loyalitätsrichtlinie)¹, die eine Kirchenmitgliedschaft von Mitarbeitenden in Kirche und Diakonie nur noch in zu begründenden Arbeitsstellen und Berufsrollen vorsieht. In der Breite der Aufgaben kann angesichts des gesellschaftlichen Wandels und des zunehmenden Fachkräftemangels eine Zugehörigkeit zu einer christlichen Kirche nicht mehr zur Voraussetzung der Anstellung gemacht werden. Kirchliche und diakonische Träger sind selbst verantwortlich dafür, Loyalität zu den Unternehmenszielen herzustellen und Mitarbeitenden Gehalt und Sinn des

christlichen Profils zu vermitteln. Somit wird Erkennbarkeit und (diakonisch) profiliertes Handeln mehr denn je zu einem Gestaltungsauftrag für Diakoninnen und Diakone. Diakoninnen und Diakone sind qualifiziert und beauftragt, neben der sozial-fachlichen, arbeitsfeld- und zielgruppenspezifischen Arbeit in vielfältiger Weise zur Kommunikation des Evangeliums in Wort und Tat beizutragen. Das kann in konkreten Formen wie geistlichen Impulsen zu Teamgesprächen, in Andachten, in Gottesdiensten oder Festen im Kirchenjahr geschehen. Diakoninnen und Diakone begleiten Menschen seelsorglich im Erleben und Verarbeiten von persönlichen Nöten, existentiellen Herausforderungen und Krisen. Sie nehmen individuelle spirituelle Bedarfe religionssensibel wahr oder bringen diakonische Dimensionen in Konzeptentwicklungen und in die Gestaltung der Organisationskultur ein. Die Doppelqualifikation zeigt sich schließlich in den ganz alltäglichen Vollzügen von Begleitung und Pflege, in der ethischen Reflexion von Entscheidungsprozessen, in der sozialräumlichen Vernetzung, in der Bildungsarbeit sowie in der Führung von Mitarbeitenden, weil Diakoninnen und Diakone theologisch- und sozial-fachliche Kompetenzen miteinander verbinden und in ihrer Haltung und ihrem Tun beide Komponenten relevant sind. Das beschriebene hohe Anforderungsniveau setzt eine fundierte und auf diese Handlungsfelder abzielende Ausbildung voraus. Über allem steht die Befähigung und Ermutigung, sich

mit der diakonischen Fachlichkeit explizit zu machen, das heißt erkennbar, verbindlich, ansprechend und ansprechbar zu handeln. Das setzt mehr denn je auch einen geklärt-ten und ausdrücklichen institutionellen Auftrag (Beauftragung) voraus.

Aktuelle Herausforderungen in der Kirche

Die enormen Veränderungsdynamiken in der verfassten Kirche (u. a. Mitgliederschwund und Finanzierungskrise, Ruhestandswellen bei Pfarrerinnen und Pfarrern, Gemeindeverbände) liegen schwer auf den bisher gewohnten Strukturen und prägenden „Kulturen“ der Kirche. Der Innovationsdruck ist außerordentlich hoch bei gleichzeitiger Lähmung angesichts der Größe der Herausforderungen. Mit den sogenannten Interprofessionellen Pastoralteams (IPT) versuchen einige Landeskirchen (besonders Westfalen), sowohl den Personalproblemen zu begegnen als auch neue Formen einer teamorientierten Gemeindegearbeit und -leitung zu implementieren. Hierbei hat das Interesse an den gut und breit qualifizierten Diakoninnen und Diakonen enorm zugenommen. In den Suchbewegungen für neue Gemeindemodelle und berufliche Rollen in der Kirche haben Diakoninnen und Diakone ihre besondere Professionalität aktiv und selbstbewusst einzubringen. Sie sind keine Ersatzspielerinnen und -spieler für Pfarrpersonen, sondern bereichern das Spektrum pastoraler Arbeit

um diakonische Dimensionen. Hier sind gemeinsame und gegenseitige Lernprozesse nötig, um Bedarfe und Kompetenzen gut zueinander zu bringen. Neben allen belastenden Rückbauprozessen ist den Chancen für Entwicklung und neue Qualitäten in der kirchlichen Arbeit große Aufmerksamkeit zu widmen. Das macht dieses Arbeitsfeld derzeit für Diakoninnen und Diakone außerordentlich interessant.

Künftiger Auftrag Nazareths

Die Dynamiken in den Feldern von Diakonie und Kirche waren selten derart ambitioniert, wie sie es heute sind. Auch die Entwicklungsbestrebungen und -notwendigkeiten in der beruflichen Bildung und Praxis von Diakoninnen und Diakonen sind außerordentlich herausfordernd. Mehr denn je sind Stiftung und Gemeinschaft Nazareth gefordert, dies und die Schwestern und Brüder gut zu begleiten, sie mit guter Ausrüstung (Aus-, Fort- und Weiterbildung), Mut, Ideen und Impulsen für die eigene Arbeit auszustatten. Die Entsendungspraxis selbst kann hierzu keine Beiträge leisten. Wohl aber die Stiftung Nazareth mit ihren Möglichkeiten guter Bildung, kompetenter (Fach-)Beratung und konzeptioneller Entwicklung. Die Diakonische Gemeinschaft begleitet und gestaltet die vorgenannten Prozesse mit und dient zudem der Vernetzung, dem Austausch und der Stärkung von Schwestern und Brüdern in derart herausfordernden Rahmenbedingungen.

Gemeinsam – gemeinschaftlich – profiliert, so ist und bleibt Nazareth ein guter Ort auch für Diakoninnen und Diakone. Und im Zusammenwirken mit der Stiftung und der Schwesternschaft Sarepta prägen wir weiter Entwicklungsräume für zeitgemäße berufliche und ehrenamtliche Formen des Diakonats.



Wolfgang Roos-Pfeiffer



Triggerwarnung

Der nachfolgende Artikel thematisiert sexualisierte Gewalt in kirchlichen und diakonischen Einrichtungen. Daher kann der Text auf Menschen mit entsprechenden Erfahrungen retraumatisierend wirken.

FORUM-STUDIE DIE EVANGELISCHE KIRCHE UND IHR MISSBRAUCHSSKANDAL

Bereits um die Jahrtausendwende wurde ein eklatanter Missbrauchsskandal an der Odenwaldschule bekannt. Darauf folgte eine ebenso eklatante Be- bzw. Aufarbeitung der Geschehnisse: Der Vorstand, der die Vorwürfe geprüft hatte, war zu dem Ergebnis gekommen, sie seien nach fast 15 Jahren nicht mehr „strafrechtlich relevant“. Allerdings wurde der damalige Schulleiter Georg Becker aus dem Dienst entfernt. Bemerkenswert ist, dass Becker in einem engen und sehr persönlichen Verhältnis zum damals in Bielefeld lehrenden Hartmut von Hentig stand. – Erst 2010 initiierte die neue Schulleiterin Margarita Kaufmann eine detaillierte und tiefgehende Untersuchung der Missbrauchsvorwürfe, nachdem sie Kenntnis von den Vorfällen am Berliner Canisius-Kolleg erhielt und Parallelen zu ihrer Schule konstatierte. (Im Juni 2015 wurde der Schulbetrieb im Zusammenhang mit einer Insolvenz eingestellt.)

Im Januar 2010 wurde ein Brief vom damaligen Leiter des Canisius-Kollegs Berlin der Öffentlichkeit bekannt, den er an ehemalige

Schüler geschickt hat. Pater Klaus Mertes räumte ein, dass es in der Vergangenheit allem Anschein nach gravierende Fälle sexuellen Missbrauchs an Schülern durch Jesuitenpatres im Kollegsinternat gegeben habe. Mertes ermutigte die Ehemaligen inständig, sich ihm gegenüber vertraulich zu öffnen, sollten sie auch zum Kreis der Opfer gehören. Pater Mertes machte es zur Chefsache, den Skandal im Interesse des Kollegs und seiner Schüler rückhaltlos aufzuklären.

Ein Aufschrei der Empörung ging quer durch die bundesrepublikanische Gesellschaft und in besonderer Weise durch die römisch-katholische Kirche in Deutschland. Seitens der Bischofskonferenz wurde geradezu stoisch darauf verwiesen, die Ereignisse am Canisius-Kolleg seien zwar tragisch und unentschuldig, aber für die katholische Kirche ein absoluter Einzelfall. Dass das kein Einzelfall war, zeigte sich sehr bald nicht nur in Deutschland, sondern auch im europäischen Raum und weit darüber hinaus: Es wurde somit auch zu einem Thema in Rom, dem man sich stellen musste.

So akut sich der Handlungsbedarf auch zeigte – sowohl in Deutschland als auch in Rom passierte erst einmal nichts. Erst vier Jahre später wurde eine Forschungsgruppe beauftragt, die den sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche systematisch untersuchen sollte. Die sogenannte MHG-Studie¹ wurde 2018 veröffentlicht – mit den bekannten Ergebnissen.

Diese Beschreibung der Entwicklung ist insbesondere deshalb von besonderer Bedeutung, weil sich die evangelische Kirche in ihrer Gesamtheit in der Zeit bis 2018 nie wirklich zum sexuellen Missbrauch geäußert hat. Im Gegenteil: Manchmal wurde mit dem Finger auf die Katholiken gezeigt und vehement darauf verwiesen: „Bei uns gibt es das nicht!“

Weit gefehlt! Sehr spät, konkret während der EKD-Synode am 13.11.2018 in Würzburg, gestand die damals stellvertretende EKD-Vorsitzende Bischöfin Kirsten Fehrs in einer sehr bewegenden Rede erstmals ein: „Ja, auch in unserer evangelischen Kirche haben wir uns schuldig gemacht, Menschen sind sexuell missbraucht worden, und auch wir haben geschwiegen und vertuscht.“ Es folgte ein sehr eindringlicher Aufruf zur konsequenten Aufarbeitung mit dem uneingeschränkten Fokus auf die Opfer.

Es dauerte weitere zwei Jahre, bis die EKD eine umfassende wissenschaftliche Studie in Auftrag gab. Diese wurde am 25.01.2024 als ForuM-Studie² veröffentlicht.

Analog zur MHG-Studie war auch nun die öffentliche Wahrnehmung von Entsetzen geprägt. Ich selbst war ob der Ergebnisse nicht entsetzt, ich hatte damit gerechnet, ich ahnte, ja, ich wusste immer von dem tiefen Sumpf: Zu viel Macht, Gewalt und Demütigung habe ich in den letzten Jahrzehnten beobachtet – und auch selbst erlebt.

Macht, Gewalt und Demütigung – wer möchte das nicht im kirchlichen und diakonischen Kontext vehement dementieren: Nein, das gibt es bei uns nicht! Wie ehrlich wäre es dagegen zu sagen: Ja, das gibt es auch im evangelischen Raum. Doch wir müssen feststellen: Auch bei uns wurde geschwiegen, wurde vertuscht, wurde negiert – jahrelang. Hier haben nicht nur die Institution Kirche, sondern Menschen eklatant versagt: als Täter ebenso wie als Vertuscher und Leugner. Jahrelang wurde alles daran gesetzt, das Bild zu wahren und zu bewahren, nicht selten unter der Prämisse: „Koste es, was es wolle, Hauptsache, wir stehen gut da!“

¹ Der Ausführliche Titel der Studie lautet: Sexueller Missbrauch an Minderjährigen durch katholische Priester, Diakone und männliche Ordensangehörige im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz. Der Name MHG verweist auf die Standorte der an der Studie beteiligten wissenschaftlichen Institute: Mannheim, Heidelberg und Gießen.

² Der vollständige Titel der Studie lautet: Forschungsverbund ForuM – Forschung zur Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt und anderen Missbrauchsformen in der Evangelischen Kirche und Diakonie in Deutschland

Tausende Opfer in der evangelischen Kirche! Es sind sprachlose Mitmenschen. Es sind zerstörte Seelen mit einem Leben, das nur noch ein brutaler Kampf ums Überleben ist. In der Kirche, einst sicherer Schutzraum, sexuell missbraucht. Täglich Triggern ausgesetzt, die alles wieder präsent erscheinen lassen, so, als ob es eben erst geschehen ist. Jahrelange Psychotherapien. Ständig mit der zermürbenden Sorge lebend, bloß nichts falsch zu machen und erneut zu versagen. Schauspielern bis zum ‚geht nicht mehr‘: Na klar, es geht mir gut, alles easy ... aber nichts ist gut, nichts ist easy. Und besonders tragisch: Missbrauchsopfer fühlen sich schuldig – im Sinne einer intuitiven paradoxen Schuldumkehr. Sie sind von Scham erfüllt, sie leiden unter extremen psychischen Einschränkungen, die allgegenwärtig sind – lebenslang. Und sie schweigen jahrzehntelang aus Angst, ihnen würde nicht geglaubt. Denn ein kirchliches und gesellschaftliches Credo hieß immer schon und zu allen Zeiten: „Es kann nicht sein, was nicht sein darf.“



„Kein Raum für Missbrauch“ ist eine Initiative der Unabhängigen Beauftragten der Bundesregierung für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs (UBSKM).

*Christus Jesus,
tief beschämt müssen wir eingestehen:
Als Kirche haben wir uns in schrecklichem
Maße schuldig gemacht.*

*Mitmenschen auf der Suche nach dir
haben uns, deinen Mitarbeitern, vertraut,
und wir haben dieses Vertrauen schändlich
missbraucht.*

*Kyrie eleison + Christe eleison
+ Kyrie eleison*

*Christus Jesus,
aus tiefstem Herzen bitten wir dich:
Sei du bei denen, an denen wir uns
versündigt haben.*

*Zeige ihren zerstörten Seelen mit deiner
unendlichen Liebe neue Wege auf,
um ins Leben zurückzukommen
und wieder Vertrauen
zu sich selbst zu finden.*

*Aber wir dürfen Dich auch für uns bitten:
Mach uns sensibel und aufmerksam
für die unermesslichen Nöte der Opfer.
Zeige uns Wege und eröffne uns Orte,
wo sich alle Menschen
sicher und geborgen fühlen können.*

*Christus Jesus,
lass deine heilige Geistkraft in uns dringen,
damit wir zu aufmerksamen Mitarbeitern
deines Heilsplans werden.
Halte uns auf deiner Bahn
und hilf, von dieser nicht abzuweichen.*

*Kyrie eleison + Christe eleison
+ Kyrie eleison*

Es ist mir ein herzliches und überaus dringliches Anliegen, den Schutz vor sexualisierter Gewalt in unserer Diakonischen Gemeinschaft zu einem Leitthema zu machen. Deshalb bitte ich: Lasst uns miteinander viel aufmerksamer werden im Umgang miteinander. Lasst uns miteinander daran arbeiten, zu verhindern, was Mitmenschen wie auch immer verletzt, demütigt oder ausgrenzt und ihren Seelen Schaden zufügt. Lasst uns gemeinschaftlich aufstehen und hoffnungssturz darauf hinarbeiten: Bei uns ist jede und jeder willkommen, bei uns darf jede und jeder seine Würde, bei uns darf sich jede und jeder geborgen und sicher fühlen.



Johannes Rudolph

Nachsatz – nach langen intensiven Überlegungen ...

*Mir ist das Schreiben nicht leichtgefallen.
Das Thema war und ist es mir aber wert!
Und wenn möglicherweise manches etwas
holprig ausgedrückt ist, so hat das einen
Grund ... ich traue mich, es zu sagen:
Ich bin ein Missbrauchsopfer! Missbraucht
mitten im frommen Bethel der 60er Jahre.
Alleingelassen. Ich habe nicht darüber reden
können, es war niemand da, ich war sprachlos.
Aber das Leben ging einfach weiter...,
und die Seele mit so vielen Gewaltvernarbungen
wird sich nie wirklich erholen. Es tut
immer weh.*

KIRCHENMITGLIEDSCHAFTS- UNTERSUCHUNG

eine Herausforderung an uns alle – und eine Chance

Ende 2022 wurde die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung durchgeführt. Sie macht Trends der Religionszugehörigkeit in Deutschland deutlich. Die Ergebnisse sind sehr ernüchternd. Man kann das beklagen, man kann das aber auch als Herausforderung sehen, dass sich die Kirchen, die Gemeinden, auch Gemeinschaften wie Nazareth damit auseinandersetzen und nach zukunftsfähigen Wegen suchen, den christlichen Glauben und die Zugehörigkeit zu christlicher Gemeinschaft so erlebbar zu machen, dass Menschen dies als sinnvoll und hilfreich für ihr Leben erfahren.

Einige Daten aus der Studie

- › Die Studie ist repräsentativ; gut 5.000 Menschen sind befragt worden.
- › Die Studie ist erstmals von evangelischer und katholischer Kirche gemeinsam in Auftrag gegeben worden.
- › Sehr deutlich wird der Rückgang der Kirchenmitgliedschaft in den letzten 50 Jahren. Dabei spielt natürlich die deutsche Vereinigung eine große Rolle, da es ja in der ehemaligen DDR nur sehr wenige konfessionsgebundene Menschen gab. Aber auch in den Jahren danach ist der Rückgang der Kirchenmitgliedschaft massiv, und man rechnet damit, dass das auch in Zukunft so weitergehen wird.

1972 (Westdeutschland):
46% evangelisch, 44% römisch-katholisch, 5% konfessionslos, 5% andere Religionsgemeinschaften

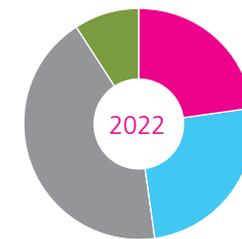
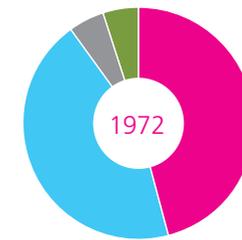
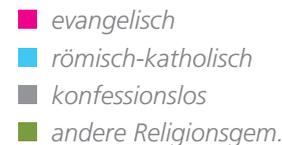
1990 (Deutschland gesamt):
37% evangelisch, 36% römisch-katholisch, 22% konfessionslos, 5% andere Religionsgemeinschaften

2022:
23% evangelisch, 25% römisch-katholisch, 43% konfessionslos, 9% andere Religionsgemeinschaften

- › 2023 ist die Zahl der Mitglieder in den evangelischen Kirchen weiter um ca. 3% zurückgegangen („Unsere Kirche“ vom 12.05.2024).
- › Der Rückgang der Religiosität ist offenbar nicht nur ein Phänomen der jüngeren Generationen, „kirchennahe Religiosität“ ist bei den unter 70-Jährigen durchweg um +/- 30% zurückgegangen.

Unter anderem spielen bei dieser Entwicklung folgende Gründe eine Rolle:

- › Der demografische Wandel: Dem Tod älterer Kirchenmitglieder entspricht nicht die Zahl der Geburten und erst recht nicht die der getauften Kinder.
- › Etwa gleich groß wie die Zahl der Sterbefälle ist die Zahl der Menschen, die 2023 aus der Kirche ausgetreten sind („Unsere Kirche“ vom 12.05.2024); diese Men-



schen haben also eine bewusste Entscheidung getroffen, nicht mehr zur Kirche dazugehören zu wollen, sei es aus inhaltlichen, sei es aus finanziellen Gründen.

- › Dabei spielt sicher auch eine Rolle, dass ganz allgemein die Bereitschaft, sich längerfristig an eine Institution zu binden, erheblich zurückgegangen ist; das gilt ebenso für die Zugehörigkeit zu Parteien, Gewerkschaften usw., die von ähnlichen Mitgliederrückgängen betroffen sind.
- › Durch die Missbrauchsskandale haben katholische und evangelische Kirche erheblich an Vertrauen verloren; das war sicher für eine Reihe von Menschen ein Auslöser auszutreten.
- › Die Frage „Was bringt's mir ganz persönlich?“ spielt eine immer größere Rolle für die Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder Institution.
- › Und schließlich: Die „Welt des Glaubens“ mit ihrer herkömmlichen Sprache und ihren Bildern und Vorstellungen liegt weit ab von der Vorstellungswelt der meisten Menschen heute, so dass viele gar keinen Zugang mehr dazu finden.
- › Andererseits kommt in der Studie deutlich zum Ausdruck, welche prägenden Elemente bezüglich der Zugehörigkeit zur Kirche es auch gibt:
- › Auf die Frage „Welche Ereignisse meiner Kindheit und Jugend hatten Einfluss auf

meine jetzige Einstellung zur Religion“ nennen 70% der Befragten die Konfirmation; das bleibt also offenbar ein wichtiger Zugang.

- › Auch die Familie spielt natürlich eine große Rolle: 64% nennen als prägend die Mutter, 40% den Vater, 35% die Großeltern.
- › 45% nennen in diesem Zusammenhang den Religionsunterricht und 36% Jugendgruppen.

Ende der „Volkskirche“

Mitgliederschwund, sinkende Finanzmittel, aber auch der Vertrauensverlust der Kirchen und ebenso der Bedeutungsverlust des christlichen Glaubens im Kontext unserer heutigen Kultur und Sicht des Lebens führen dazu, dass die „Volkskirche“ im Grunde an ihr Ende kommt. Begrenzte Korrekturen werden nicht ausreichen. Kirche wird sich sehr grundlegend verändern müssen, in ihren Strukturen, aber auch in den Inhalten, für die sie steht. Und wir alle müssen unseren Glauben und das, was er uns für unser Leben bedeutet, auf neue Weise zum Ausdruck bringen, damit Menschen angesprochen werden und erleben können, dass Glauben und Zugehörigkeit zu christlicher Gemeinschaft „etwas bringen“ für das eigene Leben.

Was Organisation und Struktur angeht, gibt es ja schon eine Reihe von Prozessen in Gemeinden, in Kirchenkreisen und in den Landeskirchen, insbesondere veranlasst durch die erheblichen Rückgänge an Kirchensteuereinnahmen. Die westfälische Landeskirche hat auf ihrer Synode Anfang Mai Beschlüsse gefasst, deren Umsetzung tiefe Einschnitte bringen wird. Viele selbstverständlich gewordene Dinge werden reduziert und allenfalls noch schwerpunktmäßig betrieben werden. Gebäude müssen aufgegeben werden, da sie nicht mehr den Zahlen der Gemeindemitglieder entsprechen. Pfarrstellen können nicht mehr erhalten werden. Und davon abgesehen gibt es gar nicht mehr genügend Pfarrpersonen. Vieles, was selbstverständlich geworden ist, wird so nicht mehr möglich sein; das bedeutet schmerzhaft Abschiede.

Aber in der neuen Zusammensetzung von pastoralen Teams, an denen z. B. auch Diakoninnen und Diakone beteiligt sind, liegt auch eine große Chance auf ein neues Verständnis von Teamarbeit und gemeindlicher Entwicklung über den einzelnen Kirchturm hinaus. In vielen Gemeinden und kirchlichen Diensten gibt es sehr kreative neue kirchliche Angebote, z. B. spontane Segnungen, „Pop-up-Trauungen“, neue musikalische Elemente, Gesprächsangebote auf der Straße, Begleitung von Familien in KiTas, von Kindern in der Offenen Ganztagschule (OGS), Jugendkirchen. Und sicher müssen auch die neuen medialen Möglichkeiten noch viel aktiver genutzt werden. Nicht

alles wird sich auf Dauer halten, manches kommt uns, die wir uns schon lange der Kirche zugehörig fühlen, eher fremd vor. Aber ohne solche Experimentierbereitschaft wird Kirche den Zugang zu einem Großteil der Bevölkerung verlieren, weil Menschen einfach keinen Zusammenhang mehr erkennen zwischen kirchlichem Leben und ihrem eigenen Leben.

Die gesellschaftliche Aufgabe von Kirche, für menschlichen Respekt im Miteinander und gegenüber dem Leben insgesamt einzutreten, das Engagement für die Menschen, für ihre Lebensrechte und Entwicklungsmöglichkeiten, die Sensibilität für die Fragen von Werten und Ethik bleibt bedeutsam für unsere Gesellschaft, vielleicht stärker denn je.

Eine ebenso große Herausforderung ist es, eine neue Sprache und neue Formen zu finden, was die Darstellung und Vermittlung unseres Glaubens angeht. Viele von uns erleben es ja auch im ganz persönlichen Umfeld: Unsere Kinder und Enkel respektieren unseren Glauben und unsere Zugehörigkeit zu Gemeinde und Kirche, sind vielleicht durchaus auch selber dankbar für die Erfahrungen, die sie damit als Kinder und Jugendliche gemacht haben, aber für sich selber finden sie in ihrer Lebenssituation und Lebenssicht keinen Zugang mehr dazu. Und oft sind es unsere gewohnten Vorstellungen und Formen, die wie Blockaden wirken.

Inwiefern können Glaube und Zugehörigkeit zur Gemeinde im heutigen Leben Orientierung geben, zum Leben helfen? Wie können die Erfahrungen, von denen die Bibel spricht, so übersetzt werden, dass ihr „Sitz in unserem heutigen Leben“ erkennbar, besser noch erlebbar wird, einen „Gewinn“ für uns bringt? Glaube ist doch im Grunde so etwas wie Empowerment zu bewusstem, verantwortlichem, zuversichtlichem und als sinnvoll erlebtem Leben.

Es kann nicht darum gehen, zu klagen und sich lähmen zu lassen, sondern als Einzelne, gemeinsam mit Anderen und in unserer Gemeinschaft könnten wir versuchen, selber viel konsequenter und offener zu fragen: Was ist uns wichtig an unserem Glauben, an unserer Zugehörigkeit zur Gemeinde und zur Kirche? Inwiefern hilft es uns zum Leben heute? Wie können wir unseren Glauben in der Sprache und mit Vorstellungen unserer Zeit zum Ausdruck bringen und dabei durchaus mutig experimentieren?

Auch wenn viele von uns die vertrauten Symbole, Texte, Lieder brauchen und als Hilfe und Orientierung erleben, wir brauchen zugleich eine neue Sprache von Gott, bezogen auf unsere Erfahrung von Wirklichkeit heute, nicht mehr nur die Rede und Vorstellung von einem persönlichen Gott. Wir müssen ebenso ganz neu sprechen von Jesus, dem Christus, von „Schuld und Rechtfertigung“, von Kreuz und Auferstehung, von „Ewigkeit“ ...

Viele von uns selber brauchen sicher auch den vertrauten Raum der Gemeinde oder auch der Gemeinschaft. Zugleich geht es aber darum, Türen offen zu halten, so dass Menschen unverbindlich hereinkommen und „schnuppern“ können, und darum, selber aktiv hinauszugehen in den Stadtteil, nach Verbindung zu suchen mit den Menschen, die hier leben – wahrzunehmen, zuzuhören und dann vielleicht einzuladen.

Nicht alles, was wir jetzt ausprobieren, wird Bestand haben, manches wird aber vielleicht neue Zugänge eröffnen – uns selbst und anderen. Und dafür brauchen wir Inspiration und Zuversicht!



Bernward Wolf

Wie hältst du's mit der Kirche?

*Zur Bedeutung der Kirche in der Gesellschaft
Erste Ergebnisse der 6. Kirchenmitgliedschafts-
untersuchung*

*Als Buch 12 Euro, als PDF herunterladen unter
www.ekd.de/kmu-kirchenmitgliedschaftsuntersuchung;
dort ist auch weiteres Material zu finden.*

ICH BIN FREI

Ein Glaubensbekenntnis

„Das ist doch im Grunde und zuletzt der freie Mensch: der Mensch, der sich nicht mehr fürchten muss. Wer bekennt, muss sich nicht mehr fürchten. Er hat, indem er bekennt, alles, was er fürchten könnte, hinter sich gelassen. Und so ist er der freie Mensch.“

Karl Barth,
Schweizer reformierter Theologe

Freiheit – woran denkst Du, wenn Du das Wort hörst? Was kommt Dir in den Sinn, wenn Du es laut sagst? Versuch es doch bitte einmal, sei so frei. (Es hört Dich doch vermutlich gerade kaum jemand, oder?)

Was fällt Dir ein? Denkst Du an die Weite des Meeres, erinnerst Du Dich an das erste Betreten der eigenen Wohnung oder hörst Du tausende Menschen in den 1980er Jahren einen Hit grölen? Ein echter Ohrwurm, der gar nicht so schnell den Platz wieder frei gibt. Oder fallen Dir eher die schier unendlichen Debatten um die Impfpflicht oder um notwendige Geschwindigkeitsbegrenzungen ein? Man könnte fast den Eindruck bekommen, Freiheit sei im Wesentlichen die Abwesenheit von uns überall begegnenden Ge- und Verboten. Ist das aber nicht deutlich zu kurz gegriffen und drehen sich solche Debatten nicht nur scheinbar um Freiheit?



Paulus lädt ein

Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles ist zuträglich. Alles ist mir erlaubt, aber nichts soll Macht haben über mich. (1. Korinther 6,12)

Oder anders: Ich bin frei! So schreibt Paulus etwa im Jahr 54 oder 55 n. Chr. in seinem ersten Brief an die Gemeinde in Korinth. Paulus ist ein gebildeter Jude und gesetzestreuer Pharisäer, sein römisches Bürgerrecht zeugt nach damaligen Vorstellungen von großer Freiheit, die er auch mit seiner Bekehrung zum Anhänger Jesu nicht einbüßt. Vielmehr gewinnt er noch eine ganz andere Dimension von Freiheit, die er in seinem Glauben findet. Paulus nutzt seine Freiheit und begibt sich auf Reisen. Insbesondere im östlichen Mittelmeerraum ist er unterwegs, erzählt den Menschen von der befreienden und guten Botschaft Gottes und lädt sie ein, sich zusammenzuschließen und Gemeinden zu gründen.

Die Spaltung droht

Eine solche Gemeinde gibt es auch in Korinth. Korinth ist damals eine große Stadt, eine Finanz- und Wirtschaftsmetropole mit gleich zwei Häfen. Viele Menschen in der Stadt aber waren zum Teil alles andere als frei: Wo reiche Kaufleute und Reedereien



zu finden sind, gibt es immer auch von ihnen abhängige Sklavinnen und Sklaven, ohne deren Arbeit niemals solcher Reichtum entstehen würde, die aber selbst scheinbar nichts haben.

Die Gemeinde ist nicht homogen; ihr gehören Menschen aus der Oberschicht ebenso an, wie Menschen, die am Rand der Gesellschaft und vermutlich auch am Rand des Existenzminimums leben. Wie soll das gut gehen? Konflikte scheinen vorprogrammiert, eine Spaltung der Gemeinde droht. Der gemeinsame Glaube, das Verbindende wird auf eine harte Probe gestellt.

Alles erlaubt, aber ...

Und dann schreibt Paulus, der von den ganz und gar nicht ungewöhnlichen Problemen der Menschen in der Hafenmetropole gehört hat. Er schreibt und lädt die Christinnen und Christen ein, sich auf den Kern der guten Nachricht, des Evangeliums zu besinnen: Weil ich an Gott glaube, weil seine Liebe und seine Gnade stärker sind als alles, was mir in der Welt begegnet, deshalb ist mir auch alles erlaubt.

Alles? Wahnsinn! Alles. Aber. Gleich zweimal folgt dieses aber. Bin ich also doch nicht frei?



Freiheit aus Liebe

Lasst uns einmal genauer hinschauen: Paulus weiß um den Wert guten Miteinanders – für jeden einzelnen Menschen, für den Zusammenhalt in der Gemeinschaft und für ihren Glauben. Paulus weiß um die Wirkung der befreienden Botschaft. Dabei geht es ihm vor allem um die in der Antike so typische Haltung der Unabhängigkeit von äußeren Bedingungen. Und so motiviert Paulus in seinen Briefen die Menschen in den jungen Gemeinden, pragmatisch mit unterdrückenden, unfreien Situationen umzugehen. Paulus propagiert nicht Freiheit um jeden Preis, schon gar nicht zum Nachteil für die Menschen im Umfeld. Das ist ein ganz wesentlicher Bestandteil paulinischer Theologie: Freiheit liegt vor allem darin, um meine Freiheit zu wissen, aber meine Freiheit freiwillig hintanzustellen. Aus Liebe nämlich. Aus Liebe und Rücksichtnahme auf meine Mitmenschen.

Ohne einen Unterschied

Manche Menschen leben gut mit strengen Regeln. Enge Vorgaben geben ihnen Sicherheit und lassen sie innerhalb bestimmter Grenzen vergleichsweise frei leben. Umfassende Freiheit hat für sie etwas Beliebiges, das im schlimmsten Fall eher zu



einem sich selbst und vielleicht auch andere schädigenden Verhalten führt. Aber nicht alles ist zuträglich, heißt es im Paulus-Brief. Ein bisschen abstrakt bleibt Paulus hier zunächst.

Konkreter wird er im zweiten Satz, in dem er erst noch einmal zusichert: Alles ist mir erlaubt. Das will er nicht in Frage gestellt wissen. Und zwar für keinen Menschen, weder für den vermögenden Reeder, noch für die mittellose Sklavin. In einem Brief an eine andere Gemeinde schreibt Paulus: Da ist weder Jude noch Grieche, da ist weder Sklave noch Freier, da ist nicht Mann und Frau. Denn Ihr seid alle eins in Christus Jesus. (Galater 3,28)

Welch frappierende Ähnlichkeit zu den Worten aus der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte: „Jeder Mensch hat Anspruch auf die in dieser Erklärung verkündeten Rechte und Freiheiten ohne irgendeinen Unterschied, etwa aufgrund rassistischer Zuschreibungen, nach Hautfarbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politischer oder sonstiger Überzeugung, nationaler oder sozialer Herkunft, Vermögen, Geburt oder sonstigem Stand.“ (Artikel 2)

Die auf Gottes Gnade gegründete Freiheit gilt allen Menschen gleichermaßen. Mit

dem aber fordert Paulus zumindest die Menschen in Korinth damals und letztlich auch uns heute auf, sich aufgrund der eigenen geschenkten Freiheit Gedanken darüber zu machen, was diese für meine Mitmenschen (und deren Freiheit) bedeutet. Wenn ich meine Freiheit um jeden Preis versuche durchzusetzen, wenn meine Freiheit zur Einschränkung oder auch nur zum Unwohlsein anderer Menschen führt, ist sie nur noch einen Bruchteil dessen wert, was sie eigentlich taugt. Aber nichts soll Macht haben über mich. Wenn das extensive Ausleben meiner Freiheit dazu führt, dass ich mich machtvoll erhebe über andere Menschen oder über meine Umwelt oder etwas Anderem Macht über mich einräume, auch dann ist meine Freiheit nur noch einen solchen Bruchteil wert. Konsequenz zu Ende gedacht, bin ich dann nicht mehr frei. So gelebte oder verstandene Freiheit gleicht dann wieder einer Art Gesetz, von dem sich Paulus im Brief an eine dritte Gemeinde deutlich distanziert bzw. das er folgendermaßen deutet: Des Gesetzes Erfüllung also ist die Liebe. (Römer 13,10)

Gerade weil ich frei bin

Freiheit misst sich also weder an der Einhaltung, noch an der Nicht-Befolgung von Gesetzen und auch nicht an der Abwesenheit von Vorschriften. Wenn ich mich aus



reiner Liebe, aus wirklicher Liebe zu meinen Mitmenschen, also aus Nächsten-Liebe an Regelungen und Vereinbarungen, an Regeln und Gesetze halte, dann tue ich das, gerade weil ich frei bin – und nicht einmal meine individuelle Freiheit Macht über mich hat.

Und woran denkst Du nun, wenn Du den Begriff Freiheit hörst? Schreib doch einmal zu jedem der sieben Buchstaben andere Begriffe auf, die Du mit Freiheit in Verbindung bringst: von F wie Fliegen, Frieden oder Feiern bis T wie total großartig oder?

- F
- R
- E
- I
- H
- E
- I
- T

Ein Widerspruch?

Martin Luther hat im Spätsommer 1520 das Traktat „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ verfasst. In diesem Papier fasst er konzentriert das neue Gesamtverständnis des reformatorischen Christentums zusammen. Besonders einprägsam ist die paradox erscheinende These, von der aus Luther sein Werk entfaltet:

- Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan.
- Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.

Ein Widerspruch? Was denkst Du?



Friederike Beuter





Diakonische
Gemeinschaft
Nazareth

Nazarethweg 7
33617 Bielefeld
Telefon 0521 144-4152
gemeinschaft-nazareth@bethel.de
www.nazareth.de